



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Zur Nicht-Weitergabe der slowenischen Sprache in Koroška / Kärnten

Eine biografieanalytische Annäherung

verfasst von / submitted by
Maria Clar, BA MA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Assoz.Prof.in Dipl.-Soz.in Dr.in
Roswitha Breckner, Privatdoz.in

Zahvala/Dank

Eigentlich wollte ich erst keine Danksagung schreiben, da ich die meistens langweilig finde. Aber an dieser Arbeit sind so viele Menschen beteiligt, dass es mir doch wichtig ist, zu versuchen in Worte zu fassen, wie viel mir diese Stützen bedeuten. Zuallererst möchte ich meinen Interviewpartner_innen danken, dass sie mich an ihren allesamt besonderen Lebensgeschichten Teil haben lassen. Für die meisten schien es eine herausfordernde Situation und wie ich aufgenommen wurde, gerade auch in der Zeit rund um die Interviews, hat mir gezeigt, wie spannend es ist, Menschen einfach reden zu lassen. Eine Schnittstelle dazu und vielleicht der wichtigste Grund für meine Arbeit ist meine Wabca/Oma, ohne ihrer Befürwortung, ihrem Interesse oder ihrer Geduld mit meiner Neugierde, die von Kindheit an eine fixe Begleiterin meiner Persönlichkeit ist, wäre ich die Fragestellung nie angegangen. Unterstützung auf jegliche Art und in allen meinen Studien und Aktivitäten bekam und bekomme ich von meinen Eltern, die manchmal augenüberrollend, manchmal lächelnd und dann wieder Lexika und Wörterbücher zuckend alle meine Pläne unterstützen – egal ob ich sie umsetze oder nicht. Danke dafür. Christoph möchte ich danken, dass ich vermutlich ohne ihn keine einzige Arbeit je geschrieben hätte, aber auch sonst für den Support, der sogar vom anderen Ende der Welt kommt. Peter mit seinen Kommentaren und Feinheiten hätte ich am liebsten mit einem Wortwitz gedankt, aber der ri da nit gwesn. Saskia, Anna, Jojo und Sidonie möchte ich sowohl als Stützen danken, wie für das Aufzeigen von Stärke und (Self-) Empowerment – auf unterschiedlichsten Ebenen. Meiner Begleiterin bei mittlerweile zwei Abschlussarbeiten, Alice, verdanke ich, dass sie mich durch die Arbeit gebracht hat mit allen Höhen, Tiefen und stundenlangen Interpretationseinheiten. Keine andere Person kennt mein Material so gut und keine andere lebte so mit. Juri, hvala lepa za posredovanje sogovornic in sogovornikov ter tvojo podporo. Anna, meiner Lektorat-in-letzter-Minute-Heldin, danke ich für den Witz mit dem sie mir den Stress genommen hat; Vicky und Lea für die kritischen und solidarischen Kommentare, Tatortinspektionen und Aufmunterungen. Gregorju se hočem zahvaljevati za zelene in kritične izboljšave in komentarje ter da mi je bil v oporo. Za magične prste pri obliki besedila, jed, masažo in veliko več, kot so bili ustvarjalni pogovori, bi se rada zahvalila Samiri; Dani za dobre knjige, duhovite pogovore, globinsko izmenjavo ter veliko zabave ki sem jo imela; Mirku pa za prevod povzetka. Roswitha möchte ich für die Unterstützung des Themas und bei der Beantwortung von Fragen zur Methode danken, den Interpretationsgruppen für die spannenden Hypothesen, Thesen und Antithesen. Annegret, Andi, Bianca, Gina, Josefa, Lena und Steefi möchte ich für die Ablenkungen, Beruhigungen, Lacher und Streicheleinheiten danken – mit und ohne Ukulele. Zum Schluss möchte ich allen, die sich angesprochen oder beteiligt fühlen, die meine Launen ausgehalten haben, sowie, die mit mir meine Pausen zelebriert und es zugelassen haben, dass ich auch in den isolierten Schreibzeiten Momente habe, in denen ich abschalte, Hvala/Danke sagen!

1 Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Jaz Ich | 1 |
| 1..... Einleitung | 2 |
| 1.1..... Forschungsfrage..... | 5 |
| 1.2..... Aufbau der Arbeit | 6 |
| 2..... Begrifflicher und historischer Kontext des Themenfeldes..... | 7 |
| 2.1..... Begriffsdiskussionen | 8 |
| 2.1.1..... Minderheit und Mehrheit | 8 |
| 2.1.2..... Volksgruppe und Nationale Identität..... | 9 |
| 2.1.3..... Kärntner Urangst | 11 |
| 2.1.4..... Windisch-Slowenisch-Deutsch | 13 |
| 2.1.5..... Extremismus | 15 |
| 2.2..... Historischer Kontext..... | 15 |
| 2.3..... Aktuelle Lage..... | 24 |
| 3..... Sprache und deren Nicht-Weitergabe | 28 |
| 4..... Einführung in die verwendete Methode..... | 34 |
| 4.1..... Biografieforschung als methodischer Ansatz..... | 34 |
| 4.2..... Narratives Interview und die biografische Fallrekonstruktion | 37 |
| 5..... Analyse..... | 40 |
| 5.1..... Feldzugang und Sample | 40 |
| 5.2..... Interviewauswahl..... | 41 |
| 5.3..... Analyse der biografischen Daten | 43 |
| 5.3.1..... Strukturhypothese | 45 |
| 5.4..... Thematische Feld- und Textanalyse..... | 50 |
| 5.4.1..... Strukturhypothese | 61 |
| 5.5..... Feinanalysen | 63 |
| 5.5.1..... Erste Feinanalyse: Einstieg..... | 64 |

| | | |
|---------------|--|----|
| 5. 5. 2 | Zweite Feinanalyse | 67 |
| 5. 6..... | Rekonstruktion der Fallgeschichte..... | 69 |
| 5. 6. 1 | Fallstruktur | 69 |
| 5. 6. 1. 1 .. | Familienvorgeschichte | 69 |
| 5. 6. 1. 2 .. | Kindheit | 70 |
| 5. 6. 1. 3 .. | Volksschulzeit | 70 |
| 5. 6. 1. 4 .. | Gymnasium..... | 71 |
| 5. 6. 1. 5 .. | Kirche | 72 |
| 5. 6. 1. 6 .. | Sport | 72 |
| 5. 6. 1. 7 .. | Beruf..... | 73 |
| 5. 6. 1. 8 .. | 70er Jahre..... | 73 |
| 5. 6. 1. 9 .. | Familie..... | 73 |
| 5. 7..... | Kontrastierung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte | 74 |
| 5. 7. 1 | Resümee | 74 |
| 5. 8..... | Vergleich mit anderen Interviews | 78 |
| 6..... | Fazit | 85 |
| 7..... | Literaturverzeichnis..... | 91 |
| 8..... | Anhang | 95 |
| 8. 1 | Transkriptionsregeln | 95 |
| 8. 2..... | Kategorien für die Sequenzierung..... | 96 |
| 8. 3..... | Kurzbeschreibung | 97 |
| 8. 4..... | Abstract | 98 |
| 8. 5..... | Kratek opis | 99 |

Jaz | Ich

Ich ljubim

 liebe svoj mein

 dvojini

doppeltes jaz-ich

ich-jaz jaz-ich

 jaz-ich ich-jaz

doch dich

 toda

 tebe auch

tudi du ti

 du sich ti

 sebe schon že

doch da

 toda daß

 tu daj

 gib hier ej ei

ne ich razumem verstehe nicht

ich sem bin

 selbst sem

 svoja

meine tuja fremde

 polovica Hälfte

ich sovražim

 hasse

 svoj mein dvojni

doppeltes jaz-ich

z vsako

 mit jedem besedo me

 Wort bin

je fort manj

 bin weniger

Beil bin

 sekira sem

le nor Narr nur

na an den rob

 Rand potisnjen

gedrängt

 verliere ich zgubljam

ravnotežje

 das Gleich=

gewicht

ne

 ich razumem verstehe

 nicht

daß da ich le

 nor Narr nur

biti morem

 sein kann

ich razumem verstehe

 morebiti

kann sein

—

Jani Oswald

1 Einleitung

Einer wissenschaftlichen Arbeit ein Gedicht voranzustellen ist ebenso unüblich wie die Motivation für die Beschäftigung mit meinem Thema. Sie gehen über ein rein wissenschaftliches Interesse hinaus. Auch wenn ich aufgrund meiner eigenen Familiengeschichte – meine Großeltern sprechen Slowenisch, aber ich bin nicht zweisprachig, sondern auf Deutsch, aufgewachsen – nicht das ‚doppelte jaz-ich‘ habe, ist die slowenische Sprache eine, die mich mein Leben lang begleitet und der ich mich nun, als Erwachsene, stärker zu nähern versuche. Dieses Gedicht war das erste, das ich in beiden Sprachen gelesen habe und lesen konnte. Als Teil des Prozesses, welcher zu dieser Arbeit geführt hat, möchte ich es daher an den Beginn derselben stellen. Die ständige Notwendigkeit der Reflexion des eigenen Involviert- und Distanziert-Seins war das Schöne und zugleich das Herausfordernde an meiner Auseinandersetzung mit der gewählten Fragestellung. In meiner Einleitung möchte ich aus zwei scheinbar widersprüchlichen Gründen nur kurz darauf eingehen, warum es wichtig ist, sich mit diesem Thema zu beschäftigen. Denn einerseits ist diese Frage schnell beantwortet: innerhalb von nur zwei Generationen verringerte sich in Koroška/Kärnten eine bedeutende Sprachgruppe, jene der Kärntner Slowen_innen, äußerst signifikant. Nichtsdestotrotz ist bis heute nicht ganz klar, was die Gründe für die Marginalisierung einer in einer Region mehrheitlich gesprochenen Sprache waren und was es für eine Gesellschaft bedeutet, wenn eine Sprache nicht an die nächsten Generationen übermittelt werden soll oder kann. Andererseits ist das Thema zu komplex, um seine Relevanz und Aktualität auf nur wenigen Seiten zusammen zu fassen. Daher hoffe ich, dass diese nach Lektüre meiner Arbeit ersichtlich werden.

Daher möchte ich die Einleitung vielmehr dafür nutzen, um meinen zum Teil doch sehr persönlichen Zugang zur Thematik offenzulegen. Dieser hängt mit der Grundannahme zusammen, dass es keine ‚Objektivität‘ in der Wissenschaft gibt. Annäherungen an Fragestellungen sind dann wissenschaftlich, wenn die Rolle der bewusst Forschenden miteinbezogen wird. Das Einbeziehen meiner eigenen Zugehörigkeit zu einer oder mehreren sozialen Gruppen, meiner Herangehensweise sowie das Offenlegen meines persönlichen Zuganges sehe ich daher als Voraussetzung, um eine reflektierte Analyse durchführen zu können. Akademisches Wissen ist situiertes Wissen, also in gesellschaftliche, regionale, historische, disziplinäre und soziale Zusammenhänge eingebettet. Wissenschaftler_innen befinden sich nicht in einem Raum ohne Sozialisation, externe Einflüsse, unterschiedliche Diskurse und können daher ebenso wenig frei von Vorstellungen und Vorannahmen agieren (vgl. Singer 2010: 293).

Es gibt unterschiedliche Beweggründe, sich Thematiken anzunähern. Im Falle dieser Masterthesis liegt der Beginn in meiner eigenen Familiengeschichte. Ich bin im Süden von

Koroška/Kärnten aufgewachsen, in einer Region, in der die Generation meiner Großeltern noch mehrheitlich Slowenisch spricht, diese Sprache aber oft nicht an die nachfolgende(n) Generation(en) weitergegeben hat. So wurde in meiner Familie, wie in vielen anderen Familien, innerhalb von zwei Generationen die Familiensprache zu Deutsch und die vormalig von der Mehrheit gesprochene Sprache Slowenisch somit marginalisiert. Dies ist beileibe kein Einzelfall. Diese Entwicklung hat viel mit der Geschichte und dem politischen Klima vor Ort zu tun – dazu gibt es bereits verschiedene Erklärungsansätze, die auch in den Rahmen dieser Thesis eingearbeitet sind.

Vor diesem Hintergrund interessieren mich die biografischen Kontexte von Einzelpersonen, die jene Sprache, mit der sie aufgewachsen sind, nicht weitergeben haben. Welche gesellschaftlichen Rahmenbedingungen brachten Leute dazu, jene Sprache, in welcher sie sich und die Welt um sie herum kennengelernt haben, aufzugeben? Warum gaben einige Kärntner Slowen_innen ihre Erstsprache nicht an ihre Kinder weiter und inwiefern war das eine bewusste Handlung? Ich möchte dabei nicht nur auf bekannte Erklärungsansätze zurückgreifen, sondern nach latenten Sinnstrukturen suchen. Was waren die persönlichen Gründe für die Nicht-Weitergabe und welche Schlüsse können daraus für ein besseres Verständnis gesellschaftlicher Zusammenhänge gezogen werden?

Obwohl die Problematik im täglichen Leben der Kärntner_innen omnipräsent ist, siehe beispielsweise (eingedeutschte) Familiennamen auf Grabinschriften und im Telefonbuch, Beschriftungen alter Bauwerke wie Kirchen, oder lexikalische und grammatikalische Elemente der Umgangssprache, scheint ein offener Diskurs darüber noch immer nicht möglich zu sein. Es wird also nicht darüber gesprochen, warum eine Sprache nicht gesprochen wird. Mit diesem Nicht-darüber-Sprechen bin ich aufgewachsen. Im Rahmen der Masterarbeit möchte ich die Chance nutzen, mich mit diesen Fragen näher zu beschäftigen. Bereits während der Arbeit an meiner Untersuchung gelang das gewissermaßen. Sowohl Verwandte wie auch Bekannte, aber auch mir bis zu diesem Zeitpunkt noch Unbekannte, vor allem in Koroška/Kärnten, suchten das Gespräch und die Diskussion mit mir. Die Reaktionen haben mich überrascht, erfreut und manchmal auch geärgert, aber das ‚Nicht-Sprechen‘, das mich viele Jahre beschäftigt hat, war damit zumindest gebrochen.

Die Beschäftigung mit dem Thema führte also zu verschiedenen Reaktionen, die oft unerwartet kamen. So fand ich in meinem überwiegend studentischen Umfeld in Wien Dunaj¹ positive und unterstützende Reaktionen, die mich in Diskussionen immer wieder motivierten, mich dieser persönlichen Fragestellung zu nähern. Noch anregender fand ich aber die Reaktionen in meinem, vor allem familiären, Umfeld in Koroška/Kärnten. Das Nicht-darüber-Sprechen meiner Kindheit ist umgeschlagen in ein offeneres Gesprächsklima, ich bekam jede Menge Unterstützung und positive Rückmeldungen. Zudem wurde ich in zahlreiche Gespräche verwickelt, die darauf schließen lassen, dass viele Leute offensichtlich froh darüber waren, offen über dieses Thema reden zu können. Diese Offenheit – vor allem auch außerhalb der geführten Interviews – ist vermutlich auf mehrere Gründe zurückzuführen, zum Beispiel auf die Tatsache, dass ich selbst nicht in Koroška/Kärnten wohne, aber auch auf meine Neugierde sowie meinen Ehrgeiz, mich der Sprache meiner Großeltern anzunähern (ich begann parallel zur Recherche Slowenisch zu lernen).

Ich möchte aber auch nicht leugnen, dass es Situationen gab, in denen mir Unverständnis für die Wahl meines Themas entgegengebracht wurde und ich mich mit Argumenten konfrontiert sah, die mich an deutschnationale Agitationen erinnerten, die in der Literatur vielseitig aufgearbeitet sind. Schlussendlich sind aber auch diese Teil des Prozesses der Arbeit. Darüber hinaus wurde ich während des Prozesses ständig von der ambivalenten Unsicherheit begleitet, ob ich vielleicht zu wenig involviert bin, um diesen Gegenstand zu bearbeiten, da ich ‚einsprachig Deutsch‘ aufgewachsen bin, oder ob ich zu stark involviert bin, da mich dieses Thema während meiner Kindheit und Jugend stetig begleitete. Der Prozess hat viel Zeit und Energie in Anspruch genommen. Und auch wenn viele der Gedanken, die mir während dieses Prozesses durch den Kopf gegangen sind, keinen Platz in dieser wissenschaftlichen Arbeit gefunden haben, bin ich froh, diese Zeit und Energie investiert zu haben.

1 Bei Orten, die der zweisprachigen Region in Koroška/Kärnten zugerechnet werden können, verwende ich zuerst die slowenische und dann die deutsche Form, um sichtbar zu machen, was historisch und politisch mittels Germanisierungspolitikens unsichtbar gemacht werden sollte. Wien/Dunaj fällt nicht in diese Kategorie, ist aber nichts desto trotz in der Geschichte der slowenischen Sprachregion ein wichtiger Ort (beispielsweise aufgrund der Habsburgermonarchie oder der vielen slowenischsprachigen Intellektuellen, die hier die Universität besuchten), weshalb auch diese Ortsbezeichnung zweisprachig ausfällt.

1.1 Forschungsfrage

Mein Erkenntnisinteresse liegt darin, nachzufragen, warum in der Generation meiner Großeltern die Erstsprache Slowenisch oft nicht an die nächste(n) Generation(en) weitergegeben wurde. Es gibt bereits mehrere Ansätze, die erklären, welche Bedingungen zur Nicht-Weitergabe geführt haben. Dazu zählen die ‚Kärntner Urangst‘², geschichtliche Entwicklungen (Antislawismus, Deutschnationalismus, Nationalsozialismus), soziale Verhältnisse (Deutschsprechen als ‚Aufstiegchance‘), Diskriminierungserfahrungen über Sprache sowie die allgemeine politische Stimmung (Agitationen bspw. vom Kärntner Heimatdienst, dem Abwehrkämpferbund oder rechtsnationalen Parteien, Denkmäler und slowenophobe Feierlichkeiten in Gedenken an den sogenannten ‚Abwehrkampf‘, etc.). Darüber hinaus interessiert mich, welcher biografische Rahmen von Einzelpersonen die Nicht-Weitergabe forcierte, welche latenten Sinnstrukturen dahinterstehen und ob das Tabu des Nicht-darüber-Sprechens noch in der Gegenwart des Erzählens von Bedeutung ist.

Daraus ergeben sich folgende Fragestellungen:

- Welche biografischen Zusammenhänge führten dazu, dass Slowenisch sprechende Menschen in Koroška/Kärnten ihre Erstsprache nicht an die nachfolgende(n) Generation(en) weitergaben?
- Welche biografischen Erfahrungen machten Kärntner Slowen_innen, die ihre Sprache nicht an die nachfolgende Generation weitergaben?

Daraus folgen weitere Unterfragen:

- Welche Bedingungen prägen Menschen, die jene Sprache, mit der sie aufgewachsen sind, nicht weitergeben?
- Welche Erlebnisse verbinden Slowenisch sprechende Kärntner_innen, die mit ihren Kindern hauptsächlich Deutsch gesprochen haben, mit Sprache?
- Wie wirken sich diese Bedingungen und Erlebnisse auf die aktuelle Perspektive bezüglich des eigenen Leben aus?

2 Die ‚Kärntner Urangst‘ ist auch Teil des Kapitels zu Begriffsdiskussionen, weswegen eine nähere Definition weiter unten zu finden ist.

1.2 Aufbau der Arbeit

Einleitend steht eine theoretische Rahmung der Masterarbeit. Diese setzt sich mit zentralen Begrifflichkeiten sowie mit dem historischen Hintergrund der Thematik und der aktuellen Lage auseinander. Einerseits soll damit der Kontext, in welchen die Biografien der Interviewpartner_innen eingebettet sind, greifbar gemacht werden. Andererseits eröffnet diese Kontextualisierung Möglichkeiten der Perspektivennahme auf ihre Lebensgeschichten. Um einen Umgang mit dem Datenmaterial zu finden und dieses zu verstehen, ist die vorangestellte Rahmung relevant. Gerade das Verstehen funktioniert ohne eine Einbettung in den historischen Kontext schwer. Außerdem versuche ich eine kurze Reflexion von ‚Sprache an sich‘, also was Sprache, gerade in Bezug auf Fragen von Macht, bedeutet, mit einzubauen. Das soll, neben meinem soziologischen Vorgehen, nicht nur ein historisches, sondern auch ein linguistisches Einschließen der Thematik ermöglichen, da ich es wichtig finde, in einer sozialwissenschaftlichen Arbeit über Sprache aufzuzeigen, wie wichtig diese für soziale Strukturen und Relationen ist.

Nach der Skizzierung des begrifflichen, geschichtlichen und sprachtheoretischen Rahmens, möchte ich in Methoden einführen, an denen ich mich orientiert habe. Damit soll die Strukturierung meines weiteren Vorgehens nachvollziehbar werden. Außerdem möchte ich damit die Grundlage schaffen, auf welcher sich die empirische Bearbeitung bewegt. Das umfangreichste Kapitel ist die Rekonstruktion eines ausgewählten narrativen Interviews. Nachdem ich auf meinen Zugang und meine Interviewauswahl eingegangen bin, stelle ich Schritt für Schritt die Analyse vor. An dieser Stelle beschreibe ich auch die einzelnen Schritte. Jedoch schließe ich nicht mit einer Typenbildung ab, sondern hänge einen Vergleich mit den anderen sieben Interviews an. Damit möchte ich ein Fazit ermöglichen, das sich auf einen breiteren Untersuchungsrahmen stützt, sowie Anschlussmöglichkeiten für mögliche weitere Forschungsfragen aufzeigt. Diese beiden Punkte stellen auch den Schluss der Arbeit dar.

2 Begrifflicher und historischer Kontext des Themenfeldes

Diese theoretische Rahmung soll sich bereits im Vorfeld mit Begrifflichkeiten, welche Teil der Arbeit sind, sowie mit dem spezifischen regionalen, historischen Hintergrund, ohne welchem die aktuelle Lage nicht betrachtet werden kann, auseinandersetzen. Sprache schafft Realität³ und daher ist es wichtig, die eigene Sprache zu betrachten und näher zu definieren. Dies begründet einerseits die Wahl einer Sprache, welche versucht zu reflektieren, welche Geschlechter explizit angesprochen werden und welche implizit ‚mitgemeint‘ sind. In einer zutiefst vergeschlechtlichten Welt, in welcher Sprache und Text eng miteinander verbunden sind, will ich mittels des ‚gender-gap‘ Raum für unterschiedliche Interpretationen und Zuordnungen bzw. Nicht-Zuordnungen von und zu Geschlecht(ern) schaffen. Es gibt allerdings aus zwei Gründen Ausnahmen in diesem Text. Die erste ist, dass es in der Interpretation einen Unterschied macht, welches Geschlecht Akteur_innen zugesprochen wird. Die zweite betrifft (auch indirekte) Zitate von Interviewpartner_innen, um deren Sichtweise nachvollziehbar darstellen zu können.

Andererseits versuche ich mit Hilfe der nachfolgenden Begriffsdefinitionen ein besseres Verständnis des Textes zu ermöglichen. Je nachdem mit welchen Bedeutungen Worte versehen werden, können sie unterschiedliche Perspektiven schaffen. Daher ist es mir wichtig, diese zu Beginn nachzuzeichnen. Der Zugang zu Ressourcen, Rechten, Pflichten, Möglichkeiten und Selbstverständlichkeiten wird über Kategorisierungen geregelt und ist darüber hinaus in historischen Kontexten zu lesen. Die Lesart selbst kann sich dabei ebenso modifizieren, wie der Inhalt, wenn unterschiedliche Blickwinkel gewählt werden. Ich erachte es als relevant, den historischen Hintergrund des Themenfeldes zu betrachten, um einerseits Konfliktlinien besser nachzeichnen zu können und andererseits um den Kontext, in welchem die Biografien der Interviewpartner_innen eingebettet sind, besser zu verstehen. Zum Schluss dieses Kapitels findet sich eine Skizzierung der aktuellen Lage.

3 Beschrieben wird dies u. A. im Konzept zu Performativität (vgl. Posselt 2003; Butler 2006).

2.1 Begriffsdiskussionen

2.1.1 Minderheit und Mehrheit

Im Zentrum dieser Arbeit stehen vor allem auch die Verhältnisse von Minderheit(en) zu Mehrheit(en). Diese Begriffe sind genauer zu definieren, da sie einiges an Implikationen mit sich bringen. Ich beziehe mich hierbei auf keine zählbaren Gruppen, auch wenn die Wörter sehr mathematisch anmuten. Das Zählen von Minderheiten in einem nationalstaatlichen Rahmen geht immer mit machtpolitischen Fragen einher, welche sich auf eine „Messung des Grades der Assimilation [mit] der Ausrichtung gezielter Assimilationsmaßnahmen, sowohl mit positiven wie negativen Sanktionen“ (Boysen 2011: 8) beziehen und bis zu einem Interesse an „der physischen Vernichtung“ (ebd.) gehen. Das hängt auch damit zusammen, dass die Existenz von Minderheiten die Fiktion „der ethnischen Homogenität des jeweiligen Staates“ (Žagar 2011: 174) bedroht. Nach demographischen Kriterien existieren in Europa (gemäß Zählungen und Schätzungen rund um die Jahrtausendwende) rund 350 autochthone Minderheiten mit fast 100 Millionen Angehörigen. Demnach wäre jede_r siebte Europäer_in Angehörige_r einer Minderheit (vgl. Hansen 2011: 48, Pan 2011: 119).

Mit der Durchsetzung der Idee von Nationalstaaten wurden Gruppen, welche innerhalb der gezogenen Grenzen lebten, aber nicht in das hegemoniale Konzept passten, zu Minderheiten. Eigenschaften dabei sind oftmals die zahlenmäßige Unterlegenheit, aber auch die „nichtdominante (soziale) Stellung in diesem Staat“ (Žagar 2011: 194), religiöse, sprachliche oder tradierte Unterscheidungen zur ‚Mehrheitsbevölkerung‘ verbunden mit einem Interesse, diese auch weiterhin leben zu können. Einen (juristischen) Schutz als Minderheit erfahren dabei aber oft nur jene, welche „autochthon (bzw. seit langer Zeit und geschlossen) auf einem bestimmten Territorium [leben]“ (ebd.: 195). Die Differenzierung in ‚autochthon‘ und ‚allochthon‘, in ‚angestammte‘ und daher mehr zu akzeptierende sowie ‚zugewanderte‘ und daher weniger förderungswürdige Minderheiten stellt allerdings ebenfalls eine Hierarchisierung dar (vgl. Wieser 2014: 95). Menschen, die an einem Ort leben und diesen gestalten, haben unterschiedliche Zugänge zu Ressourcen. Dabei kann sich die Frage, sich in einer Position von Minderheit oder Mehrheit vorzufinden, je nach Kontext dynamisch gestalten. „Gleichzeitig müssen strukturelle Machtverhältnisse als solche benannt werden, damit auch strukturelle Diskriminierungen nicht aus dem Blick geraten.“ (ebd.: 182)

Es geht also vielmehr um Zugang zu gesellschaftlichen Positionen, Möglichkeiten und Rechten, es geht um die Frage von Macht, wenn über Minderheiten und Mehrheiten gesprochen wird. Dabei wird schon in der Sprache selbst deutlich, dass es dabei um einseitige Diskriminierung geht. Das zeigen Begriffe wie ‚Minderheitenkonflikt‘, ‚Minderheitenproblem‘ oder ‚Minderheitenfrage‘, die widerspiegeln, dass die Ursachen von Konflikten, Problemen und Fragen oft bei der Minderheit angesiedelt werden, selbst wenn diese durch Handlungen der Mehrheit bzw. der Nicht-Gleichstellung der Minderheit ausgelöst werden (vgl. Goetz 2010: 21). Mir ist bewusst, dass der Begriff ‚Minderheit‘ als abwertend verstanden werden kann und gerade auch daher kritisch zu lesen ist. Aber aufgrund des Mangels an adäquaten Alternativen und gerade aufgrund der Möglichkeit, Minderheit als eine Positionierung zu verstehen, die es Individuen und Gruppen erschwert, hegemoniale Machtpositionen sowie einen gleichberechtigten Zugang zu Ressourcen, Möglichkeiten und vermeintlichen Selbstverständlichkeiten zu erlangen, bevorzuge ich diesen Begriff gegenüber anderen geläufigen Optionen, wie ‚Volksgruppe‘ oder Wortkombinationen mit ‚national‘.

2. 1. 2 Volksgruppe und Nationale Identität

Nach dem Beschluss des Volksgruppengesetzes 1976⁴ wurde der Begriff ‚Minderheit‘ von jenem der ‚Volksgruppe‘ im Diskurs verdrängt (vgl. Wieser 2014: 52). Minderheit als Begriff deutet einerseits auf unterschiedliche Zugänge zu Macht und kann andererseits, im Gegenzug zum Begriff ‚Volk‘ mit ‚minderwertig‘ verbunden werden (vgl. Hansen 2011: 53). Der Begriff ‚Volk‘ ist hingegen aufgrund von Vorstellungen ‚völkischer Kontinuität‘ oder vor dem Hintergrund nationalsozialistischer ‚Volkstumspolitik‘ problematisch (vgl. Wieser 2014: 53).

„Unter einem ‚Volk‘ ist eine Gruppe von Menschen zu verstehen, die davon überzeugt ist, dass sie aufgrund mindestens eines konsentierten Merkmals eine Einheit bildet, durch die sie sich von Dritten unterscheidet. Will ein ‚Volk‘ zugleich eine politische Handlungseinheit bilden, sprechen wir von einer ‚Nation‘. [...] Nationale Identifikationen können auch zu mörderischen Übergriffen führen, die dem Zusammenleben von Völkern entgegenstehen. Trotzdem lassen sich die Probleme ‚nationaler Minderheiten‘ durch Grenzziehungen dann nicht lösen, wenn Grenzen nur darüber entscheiden, welches Volk unter welchem Volk als ‚Minderheit‘ existiert.“ (Pinter 2010: 142)

4 Das Volksgruppengesetz von 1976 wurde erlassen, um Rechte von Minderheiten in Österreich zu sichern. Dabei wird die Anerkennung von Rechten oder finanziellen Förderungen davon abhängig gemacht, ob das Gesetz die jeweilige Gruppe als ‚Volksgruppe‘ erfasst, oder nicht. Der gesamte Rechtstext ist hier zu finden: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000602> (Zugriff am 01.09.2016)

Verbunden mit dem Begriff der Volksgruppen, „steht eine Auffassung dieser als homogene und abgeschlossene Gemeinschaften“ (Wieser 2014: 91-92), die aufgrund von ‚Abstammung‘ schützenswert vor ‚Anderen‘ seien. Damit wird über ‚Blut und Boden‘ gegen eventuelle ‚neue Minderheiten‘, die aufgrund von Migration, Flucht oder Mobilität in eine Region ziehen, Stellung bezogen (vgl. ebd.).

In dem Begriff der ‚Nationalen Identität‘ kommen zwei Konzepte, Nation und Identität, zum Tragen, welche beide kritisch zu betrachten sind. Nation ist ein Konzept, welches versucht, mit homogenisierenden Argumentationen beispielsweise von Sprache oder Geschichte ein ‚wir‘ zu erzeugen, welches nur über den Ausschluss und die Distanzierung von ‚Anderen‘ funktioniert. Innerhalb eines völkischen Nationalstaatsgedankens hängen Sprache und Staatsangehörigkeit mit Rechten und Pflichten zusammen. Außerhalb dessen ist es fraglich, ob „nationale Zugehörigkeit [und] Gebrauch einer bestimmten Sprache“ (Obid/Messner/Leben 2002: 35-36) überhaupt zusammenhängen. In diesem Zusammenhang ist auch die Verwendung von ‚Kultur‘ problematisch, da sie davon ausgeht, dass es passend zu ‚Nation‘ oder ‚Volk‘ eine inhärente ‚Kultur‘ gebe. Soziale Strukturen sind für die Sozialisation, die Rahmenbedingungen und Möglichkeiten eines Individuums wichtig. Die Vorstellung einer ‚natürlichen‘ und ‚einheitlichen‘ Kultur verhindern dabei allerdings einerseits den Blick auf Differenzen innerhalb größerer sozialer Gruppen und behaupten andererseits, dass sie etwas starres Unveränderliches sei, und produziert dadurch wiederum Ausschlüsse.

‚Identität‘ als Konzept spielt auf individueller und auf kollektiver Ebene eine Rolle, kann diese aber auch miteinander verweben. Die damit verbundene ‚Identifizierung‘ bedeutet dabei auch eine Differenzierung von anderen und anderem. Gerade kollektivierter Identität hängt mit Macht und Herrschaft zusammen. Selbstbeschreibung, Fremdzuschreibung, Definitionsmacht, Normierung – das alles sind Begriffe, die mit der Frage von Identität einhergehen. Mittels ‚Identifikation‘ werden Interpretationen der Welt ausgeleuchtet, festgelegt, festgefahren und eingegrenzt (vgl. Sanin 2002: 88).

„Wann kann nun von Identität geredet werden? Wenn Herrschaft benannt wird. ‚Identität‘ kann analysiert werden, aber sie taugt nicht als Analyseinstrument. Wann kann von ‚Identifikation‘ oder ‚Identifizierung‘ gesprochen werden? Wenn Gewalt manifest wird: ein Mensch wird mit seiner bürokratischen Position verdeckt („identifizieren Sie sich!“, „wir haben ihn/sie identifiziert“), oder mit seiner verkollektivierten („ich erkenne ihn/sie — oder auch mich selbst — als ...“).“ (ebd.: 104)

Die Frage von Identität ist aber auch deswegen eine politische Frage, weil eine Politik, die sich auf Identitäten bezieht, auch eine Strategie des Widerstandes gegen strukturelle Gewalt darstellen kann. Positive Selbstbezüge können helfen, einen Umgang mit diskriminierenden Verhältnissen zu schaffen. Kritisch ist dabei allerdings, dass Identitätspolitik auch Homogenisierungen, verbunden mit weiteren Ausschlüssen sowie der Verdrängung von Differenzen, hervorrufen. Identifizierung geht oft mit Normierung einher und somit mit Einschränkung, sowohl seiner selbst als auch als Abgrenzung nach außen (vgl. Wieser 2014: 79). In Koroška/Kärnten beeinflusst die Vorstellung von nationalen Identitäten das Zusammenleben verschiedener Menschen bis heute. Innerhalb von Nationalstaaten, welche so konstruiert sind, dass sie zumeist nur eine Sprache als hegemoniale, sinn- und identitätsstiftende zulassen, wird der Schutz und die Akzeptanz von anderen Sprachen, Minderheitensprachen, zur Bedrohung (vgl. ebd.: 48). Das ist auch Teil der sogenannten ‚Kärntner Urangst‘, die im Zentrum der folgenden Absätze steht.

2. 1. 3 Kärntner Urangst

Immer wieder stieß ich in der Literatur auf das Schlagwort der ‚Kärntner Urangst‘. Gemeint ist damit allerdings nicht immer das gleiche bzw. ist nicht immer klar, was damit überhaupt gemeint ist. So meinen Obid, Messner und Leben (2002: 146), dass ein Teil dieser ‚Urangst‘ auf einem schlechten Gewissen bezüglich der Germanisierungspolitik in slowenischsprachigen Regionen, welche ihren Höhepunkt im Nationalsozialismus fanden, fußt. Auch Goetz (2010: 34) schreibt, dass die ‚Kärntner Urangst‘ vor allem meint, alles Slowenische zu verleugnen und nicht aufzuzeigen, dass es keine klare Linie zwischen ‚Deutsch-Kärntner_innen‘ und ‚Kärntner Slowen_innen‘ gibt, sondern sich auf die Germanisierungspolitik einzulassen und dabei vielleicht sogar die eigene Familiengeschichte zu verleugnen. Larcher (1988b: 17-18) meint, dass der Ursprung der ‚Kärntner Urangst‘ in der schlechten und mehrfach abhängigen sozialen Lage von in Koroška/Kärnten lebenden Menschen ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert gehend liegt. Die besonders schlechten wirtschaftlichen und damit sozialen Erfahrungen vor allem der slowenischsprachigen Bevölkerung haben sich, innerhalb dieser Logik, ins kollektive Gedächtnis eingestriet. Auch die Projektion auf ‚Heimat‘ spielt in der Argumentation eine Rolle.

„Heimat als Kompensation für fehlende humane Garantien war die notwendige psychische Folge des verlängerten Feudalismus. Es darf nicht verwundern, wenn diese Heimatvorstellungen, so kontrafaktisch sie sein mögen, bis heute mit besonderer Hartnäckigkeit festgehalten werden – auch noch von den Nachkommen der Entrechteten.“ (ebd.: 50)

Larcher argumentiert weiter, dass die rationalisierte Angst mit der Angst vor dem Gebietsverlust an Jugoslawien⁵ über die Narrationen „Abwehrkampf, Volksabstimmung, Partisanenkrieg und Verschleppungen sowie jugoslawische Gebietsansprüche nach dem Zweiten Weltkrieg“ (ebd.: 56) erklärbar ist. Allerdings wird weiter ausgeführt, dass dahinter noch mehr steckt. Unbewusst geht es um die Angst, wieder in Armut und Abhängigkeit zu landen oder, tiefenpsychologisch oder psychoanalytisch interpretiert, um die Angst, allein zu sein. Über die Verbindung von verschiedenen Ängsten kommt es zur Entwicklung einer ‚negativen Identität‘, welche vor allem über jegliche Abwehr von Slowenisch zustande kommt (vgl. ebd.).

„Die Urankst ist im Grunde die Identitätsangst der Assimilanten: Sie ist die Angst vor dem Verlust der Grenze – aber nicht der Landesgrenze, sondern der Ich-Grenze; jener Ich-Grenze, die dann am meisten bedroht ist, wenn man an seine slowenische Herkunft erinnert wird. Dann droht der mühsame Prozeß der Distanzierung fraglich zu werden. Dann tauchen die Bilder des Elends vor dem Auge der Erinnerung auf. Die Folge ist panische Angst, irrationaler Schrecken. Quasi ‚natürliche‘ Reaktion: Abwehrkampf, Abgrenzung, Überidentifikation mit der Mehrheitsbevölkerung.“ (Larcher 1988a: 225-226)

Also hängt die ‚Kärntner Urankst‘ mit der Frage zusammen, wie und ob Selbstidentifizierung und Fremdidentifikation aussehen und gestaltet werden können.

5 Die Publikation, die ich hier zitiere, ist von 1988. Mittlerweile gibt es Jugoslawien in der Form nicht mehr. Das Narrativ einer möglichen slawischen Vereinnahmung besteht in deutschnationalen Kreisen aber nach wie vor. Beispiele dafür sind in den Publikationen des Kärntner Abwehrkämpferbundes zu finden (bspw. in ihrer Zeitung Kärntner Freiheit Februar 2014 u. A. „Denkmalamt treibt Slowenisierung an“; Dezember 2014 u. A. „Keine weiteren Zugeständnisse: Schluss mit der Slowenisierung Kärntens!“). Auch Kommentare, wie jenes von Harald Dobernig 2012 (zu der Zeit FPK-Finanzlandesrat), dass Slowenischsprachige nicht „echte Kärntner“ seien (siehe <http://derstandard.at/1348285250787/Dobernig-Slowenische-Volksgruppe-keine-echten-Kaerntner>, Zugriff am 01.09.2016), finden sich in dieser Art von Erzählung wieder.

2.1.4 Windisch-Slowenisch-Deutsch

Wie sich wer definiert bzw. wie wer definiert wird, ist oft schwieriger als es auf den ersten Blick scheint. So glaubten alle Gesprächspartner_innen, mit denen ich in Koroška/Kärnten sprach, genau zu wissen was und wer ‚Slowenisch‘ oder ‚Deutsch‘ und manchmal auch was und wer ‚Windisch‘ sei. Erst bei genaueren Nachfragen offenbarten sich Ambivalenzen bei der Zuordnung. Darüber hinaus öffnete sich oft das Spannungsfeld von (Selbst-)Identifizierung und Kritik an selbiger, vor allem auch aufgrund der scheinbaren Starrheit der formulierten Konzepte. So bereitet schon alleine die Einordnung dieser drei Begriffe in eine gemeinsame Kategorie beträchtliche Schwierigkeiten: der Begriff Sprachgruppen ist nicht passend, da ‚Windisch‘ keine eigene Sprache ist. Linguistisch gesehen gibt es Slowenisch und Deutsch. Aber auch diese beiden Gruppen differenzieren sich in verschiedenen Kategorien so aus, dass Individuen innerhalb der einzelnen Gruppen oft größere Unterschiede aufweisen als gruppenübergreifend. Trotz alledem sind es wichtige Unterscheidungen, da sie vor allem gesellschafts- und machtpolitisch bedeutend sind. Sie zu negieren und zu übergehen wäre dementsprechend unmöglich. Das offensichtlichste Kriterium zur Unterscheidung ist hier die Frage der Sprache. Jene, die sich als ‚Windisch‘ bezeichnen, zählen sich nicht zu Slowenisch und werden oft auch nicht dazugezählt, also braucht es weitere Kriterien. Die Geschichte, und hierbei vor allem der Abwehrkampf und der Zweite Weltkrieg, sowie deren Bewertung, stellt Bezugspunkte dar (vgl. Obid 2010: 102). Das hängt mit dem, von Maurice Halbwachs so genannten, kollektiven Gedächtnis zusammen, also einer innerhalb von sozialen Gruppen kollektiv tradierten Erinnerung. Damit wird über das Individuum hinausgehend der Rahmen geschaffen, wie und was erinnert wird und werden kann (vgl. Mittersteiner 2010: 31).

„Wenn überhaupt von kulturellen Unterschieden zwischen Kärntner Slowenen und deutschsprachigen Kärntnern gesprochen werden kann, dann werden diese durch die Einordnung der ethnischen/nationalen Gruppe und des Individuums in eine soziale Kontinuität markiert. Eindeutig wahrnehmbare Unterschiede in der Lebensweise sowie bei Wert- und Normvorstellungen sind nicht vorhanden. Die Grenzmarker bestehen aus historischen Schuldzuweisungen und ethisch-moralischen Verurteilungen der Anderen und der damit einhergehenden Selbstaffirmation. Die Zugehörigkeit zur Bezugsgruppe wird an Kriterien festgemacht, die einen hohen emotionalen Wert besitzen.“ (Obid 2010: 106-107)

Larcher unterscheidet Personen, welche in slowenischsprachige Familien geboren wurden, in 5 Kategorien – angelehnt an Max Webers ‚Idealtypus‘. In der Argumentation kommen „politisch aktive, bewusste Slowen_innen[,] bewusste Slowen_innen [und] Kulturpendler_innen“ (Larcher 1988b: 58-63) zumeist aus bäuerlichen Familien, welche relativ unabhängig waren und daher wenig bis gar nicht von ‚der Urangst‘ betroffen sind, während „Assimilierte [und] radikale Assimilierte“ (ebd.) eher aus dem ländlichen Proletariat

kommen und ‚die Urangst‘ benötigen, um Narrative zu rechtfertigen. Für die Nicht-Weitergabe der Minderheitensprache sind dabei die letzten drei Kategorien interessant. „Kulturpendler_innen“ versuchen sich dabei zwischen den Sprachgruppen zu positionieren und bezeichnen Sprecher_innen einer Gruppe, die sich als solche identifizieren (sowohl der Minderheit wie der Mehrheit), als ‚Extreme‘. „Assimilierte“ sehen sich nicht als Teil der Minderheit. „Radikal Assimilierte“ gehen dabei noch weiter und agieren minderheitenfeindlich (vgl. ebd.).

‚Windisch‘ war historisch die deutsche Bezeichnung für Menschen, die in erster Linie Slowenisch sprachen, und geht auf das nicht abwertend gemeinte deutsche Wort ‚Wenden‘ bzw. ‚wendisch/windisch‘ zurück. Nach der Volkabstimmung 1920 wurde die Gruppe der slowenischsprachigen Bevölkerung aufgeteilt in die ‚Windischen‘, welche ‚deutschfreundlich‘, und die ‚Nationalslowenen‘, die ‚Heimatverräter‘ seien. Damit wurde ‚Windisch‘ ein politisch aufgeladenes Wort, welches ‚Heimattreue‘ im Sinne einer Assimilation darstellen sollte. Es wird dabei von einer ‚natürlichen‘ Anpassung an das Deutsche gesprochen. Das entspricht einer sozial-darwinistischen Argumentation, da hierbei behauptet wird, das Deutsche setze sich aufgrund einer ‚natürlichen Selektion‘ durch. 1927 wurde diese Aufspaltung von Martin Wutte in der ‚Windischentheorie‘ niedergeschrieben, welche in den ‚Windischen‘ eine eigene Nationalität und Sprache sah, welche sogar dem Deutschen näherstehe als dem Slowenischen (vgl. Malle/Entner 2003: 7, Wieser 2014: 59, Gombos 1988: 131, Ogris 2010: 43, Hunter 2000: 51-53, Neugebauer 1990: 20-21).

Deutsch wird als Kategorie oft nicht erwähnt, da es als Teil der Mehrheitsgesellschaft die Norm darstellt, die nicht extra bezeichnet werden muss. Damit wird aber impliziert, dass Koroška/Kärnten einsprachig sei. Somit kann Deutsch als politische Kategorie als mit deutschnational verbunden gesehen werden. Drei Thesen, die für diesen Kärntner Deutschnationalismus prägend waren, sind: „Erstens, die Slowenen in Kärnten sind gar keine (richtigen) Slowenen; zweitens, so sie Slowenen sind, sind sie keine (richtigen) Kärntner; drittens, wer Zweites in Frage stellt, ist ein Aufwiegler von außen.“ (Obid/Messner/Leben 2002: 98) Diese Thesen unterstreichen die Normierung, Fixierung und Vormachtstellung der einen Sprache über die andere, bzw. über Zwei- oder Mehrsprachigkeit. Interessant ist hierbei, dass sowohl in von mir geführten Interviews und Gesprächen wie auch in medialen Diskursen immer wieder von ‚Extremen‘ gesprochen wurde und damit die Pole ‚Deutsch einsprachig‘ und ‚Slowenisch mehrsprachig‘ gemeint waren. ‚Windisch‘ stellt dabei bis heute eine Stütze für die Hierarchisierung der Sprachen dar. Gerade in Familien, in denen die sprachliche Assimilierung ein Thema ist, wird versucht, so zu tun, als ob die Sprache der älteren Generationen kein Slowenisch wäre.

2.1.5 Extremismus

Dieser Punkt hängt auch mit der Begriffsdiskussion rund um ‚Extremismus‘ zusammen. Ich möchte diesen aus unterschiedlichen Gründen extra anführen. Einerseits wurde dieses Wort, wie bereits erwähnt, gerne in meinen Interviews verwendet und andererseits finden sich Erklärungen oft in einer Art ‚Extremismustheorie‘ wieder. In einer solchen wird postuliert, dass es zwei politisch entgegengesetzte Positionen gibt, welche die äußeren Ränder eines Spektrums an Meinungen darstellen. Häufig wird dabei das Bild eines Hufeisens gezeichnet, welches zum Inhalt hat, dass sich diese Randpositionen wieder fast treffen und damit gleichzusetzen wären. Bekannt ist diese ‚Hufeisentheorie‘ auch bei Diskussionen um ‚links‘ und ‚rechts‘. In Bezug auf Kärntner Slowen_innen bedeutet eine Seite Deutsch-nationalismus und Einsprachigkeit und die andere Seite Slowenisch und Zweisprachigkeit. Die Diskussion, dass sowohl auf ‚deutscher‘ wie auf ‚slowenischer Seite‘ ‚Extreme‘ und ‚Fanatische‘ dabei wären, von welchen sich alle anderen abgrenzen müssen, gibt es schon lange. So berichtet auch Egger (1988) davon, ähnliche Beobachtungen gemacht zu haben.

„Die Angst, mit denen identifiziert zu werden, zwingt die Befragten, alles, was mit dem Kampf der Minderheit um ihre Rechte zu tun hat, als extrem und fanatisch zu empfinden. Nicht ohne Grund werden die zwei Begriffe ‚Extremer‘ und ‚Fanatiker‘ zu alltagssprachlichen Schlüsselbegriffen. Die Interviewten fürchten sich vor der Verantwortung, die von ihnen verlangt wird, falls sie sich als Engagierte hüben oder drüben bekennen oder wenn sie auch nur von den anderen für solche gehalten werden. Vorsichtigerweise halten die Südkärntner slowenischer Herkunft sogar den konsequenten Gebrauch der slowenischen Sprache für fanatisch; aus der Sicht der Assimilierten wird das ohnehin sehr negativ empfunden.“ (ebd. 120-121)

Das bedeutet im Fall um die Diskussion um Kärntner Slowen_innen dient die Funktion der Sprachmuster ‚extrem‘ und ‚fanatisch‘ als Abgrenzung von Sprecher_innen der Minderheitensprache, um (in) der Mehrheit nicht aufzufallen (vgl. ebd.: 109-110). Schon allein bei der ersten Absteckung von Definitionen, die in der Diskussion um Kärntner Slowen_innen immer wieder vorzufinden sind, wird ersichtlich, wie wichtig der geschichtliche Kontext ist. Es geht um verschiedene historisch gewachsene Begrifflichkeiten, die über kollektive Gedächtnisse und gesellschaftliche Kontinuitäten weitergegeben werden.

2.2 Historischer Kontext

Der historische Kontext ist nicht nur eine wichtige Frage, weil sich gesellschaftliche Strukturen mittels Kontinuitäten prozesshaft entwickeln. In Bezug auf Koroška/Kärnten ist es auch, weil vor Ort mit Geschichte Politik gemacht wird, wobei die Prioritätensetzung

der Narrative im Streitfall unterschiedlich im kollektiven Gedächtnis verankert ist (vgl. Boeckmann 1988: 98-99).

Im 6. Jahrhundert besiedelten slawischsprachige Gruppen das heutige Koroška/Kärnten. Das überwiegend slawischsprachige Fürstentum Karantanien reichte im Norden bis zur Donau/Donava und enthielt daher weit mehr Regionen, welche innerhalb der heute gezogenen Grenzen des Staates Österreich/Avstrija liegen, als ‚nur‘ Južna (Avstrijska) Koroška/Südkärnten. Krnski grad/Karnburg auf dem Gosposvetsko polje/Zollfeld stellte in dieser Zeit und Region das Zentrum des überwiegend slowenischsprachigen Fürstentums dar. Deutschsprachige Bayern siedelten sich erst im 8. Jahrhundert an, da die Region aufgrund von awarischen Angriffen immer mehr in bayrische Abhängigkeit geriet. Durch Ansiedlung von deutschsprachigen bäuerlichen Familien aus Bayern und Franken wurde bis ins 15. Jahrhundert die Sprachgrenze bis nach Koroška/Kärnten verschoben, wo sie stabil blieb. Die Sprachgrenze war allerdings, wie oft im Mittelalter, verfließend (vgl. Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 8, Malle/Entner 2003: 1-2, Ogris 2010: 31, Mittersteiner 2010: 17).

In den Besitz der Habsburger fiel die Region im 14. Jahrhundert (vgl. Ogris 2010: 31, Mittersteiner 2010: 17). Es herrschten unterschiedliche Rechtsformen vor, welche wirtschaftliche Unterschiede erzeugten. Im vorwiegend deutschsprachigen Gebiet setzte sich das ‚erbliche Kaufrecht‘ durch, während sich im slowenischsprachigen das ‚Freistiftrecht‘, ein zeitlich begrenztes Nutzungsrecht von Grund und Boden, viel länger hielt (vgl. Perčinig 1989: 17). Zusätzlich stellten sich im südlichen Koroška/Kärnten Klassengrenzen ein, welche bedeuteten, dass die herrschende wie die städtische, bürgerliche Schicht zumeist Deutsch sprach und die breite, ländliche und bäuerliche Bevölkerung Slowenisch. „Sozialer Aufstieg war bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Germanisierung verbunden, der Anteil der Slowenen an den höheren Schichten marginal.“ (ebd.: 19) Dazu kam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neben dem Niedergang und Zusammenbruch der Eisenindustrie eine (land)wirtschaftliche Krise, welche vor allem (slowenischsprachige) Kleinbauernhöfe zum Verkauf des Besitzes zwang, welcher von (deutschen) Großgrundbesitzenden übernommen wurde. Die daraus erfolgende ökonomische Abhängigkeit führte zu einer verstärkten Assimilierung (vgl. Larcher 1988b: 15-17, 37-38, 53-55, Holzer 2008: 30-31).

Auch die Bildungspolitik hängt stark mit der Entwicklung und der Weitergabe einer Sprache zusammen und ist daher wichtiger Bestandteil dieser Diskussion. Schon im 18. Jahrhundert wurde in der Habsburger-Monarchie die Schulpflicht vielerorts zweisprachig eingeführt, um Deutsch in diese Regionen zu bringen. Dabei war der Hintergedanke, Deutsch als „Bildungs-, Kanzlei- und Befehlssprache“ (Busch 2008: 1-2) zu installieren, da das Funktionieren von Staat und Heer davon abzuhängen schien (vgl. ebd.). Gerade auch

mit den aufkommenden Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts wurde diese Frage immer brisanter. 1869 wurde das Reichvolksschulgesetz beschlossen, welches besagte, dass die Landesschulbehörden, nach Anhörung der Erhalter der Schule, bei den öffentlichen Volksschulen zumeist Gemeinde oder Land, über die Unterrichtssprache zu entscheiden hatten. Aufgrund des Zensuswahlrechtes waren diese mehrheitlich Deutsch besetzt und somit war das Bildungssystem in deutschsprachiger Hand (vgl. Perchinig 1989: 41, Malle/Entner 2003: 4, Holzer 2008: 33). Die Einführung von utraquistischen Schulen ab 1872 hatte zum Ziel, der slowenischsprachigen (Land)Bevölkerung die deutsche Sprache mit Hilfe der Muttersprache in den ersten drei Jahren näher zu bringen, um anschließend ausschließlich deutschen Unterricht anzubieten (vgl. Busch 2008: 4, Holzer 2008: 79, Ogris 2010: 32-33). Damit wurde ein Bildungsaufstieg an die deutsche Sprache gekoppelt. Außerhalb dessen stellte die Kirche die einzige Institution dar, welche integrativ für die slowenische Sprache wirkte. Das hatte auch einen Einfluss darauf, dass die slowenische Nationalbewegung katholisch dominiert war, während der deutsche Nationalismus und der Antislowenismus oft antiklerikal auftrat (vgl. Perchinig 1989: 41, Fritzl 1992: 42-43).

Bereits während des ersten Weltkrieges wurden Slowenischsprachige, darunter viele Geistliche, in Koroška/Kärnten und Štajerska/Steiermark als staatsfeindlich bezeichnet, festgenommen und verfolgt (vgl. Malle/Entner 2003: 5, Holzer 2008: 39). Es wurden slowenische Aufschriften entfernt, in den Schulen der slowenische Unterricht supprimiert und slowenischsprachige Organisationen angegriffen (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 18-19).

Nach dem ersten Weltkrieg stellte sich die Frage der Grenzziehung. Sowohl das Kraljevstvo Srba, Hrvata i Slovenaca/Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen⁶ (SHS) wie Österreich stellten Forderungen bezüglich des Gebietes Južna (Avstrijska) Koroška/Südkärnten und Teile der Štajerska/Steiermark. Aufgrund dessen kam es zu Kämpfen zwischen SHS-Truppen und ‚Kärntner Freiwilligenverbänden‘. Bei der Pariser Friedenskonferenz wurde ein Plebiszit in Regionen, in denen Großteils Slowenisch gesprochen wurde, zur Frage der Grenzziehung beschlossen. Nach einem Propagandawahlkampf kam es am 10. Oktober 1920 in der sogenannten, vom SHS-Staat verwalteten, Zone A (Zone B würde nach einem Sieg des SHS-Staates zur Abstimmung kommen) dazu und 59,04% (22.025 Abstimmungsberechtigte) stimmten für Österreich und 40,96% (15.279 Personen) für den SHS-Staat. Die Gründe, dass auch viele Slowenischsprachige für Österreich votiert hatten (über 10.000, also in etwa jede zweite Stimme), waren vielseitig. Ein gewichtiges Argument waren die unterschiedlichen politischen Systeme – Österreich war zu dem Zeitpunkt eine

6 Es ist ein historischer Eigenname und daher bleiben die Wörter im generischen Maskulinum. Auch weil eine Kritik an dieser androzentrischen Namensgebung meiner Meinung nach einhergehen müsste mit einer Auseinandersetzung von Verflechtungen bei Staatsbildungen und Gender, wofür hier in dieser Arbeit kein Raum ist.

neugegründete Republik, während der SHS-Staat eine Monarchie war. Dies war vor allem auch eine soziale Frage, denn eine Republik, mit gleich zu Beginn ausgerufenen Erweiterungen von sozialen Rechten, ist vor allem für kapitalärmere Schichten ansprechender als eine Monarchie. Ein weiterer Antrieb war, dass der slowenischen Sprache, daraufhin festgeschrieben im Staatsvertrag von St. Germain, die Gleichstellung zugesichert wurde – beispielsweise von der provisorischen Kärntner Landesversammlung sowie die Abtrennung von den wirtschaftlich und beruflich wichtigen Städten Beljak/Villach und Celovec/Klagenfurt (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 101-103, Malle/Entner 2003: 5, Holzer 2008: 43-44, Ogris 2010: 42, Valentin 2013: 17). Bis heute wird die Volksabstimmung verherrlicht und gefeiert – sei es dadurch, dass dies der offizielle Landesfeiertag ist, sei es durch Straßennamen in mehreren Städten oder durch die 4. Strophe der Landeshymne, welche nach der ersten die am meisten gesungene ist und besagt, dass „man mit Blut die Grenze schrieb“. Der historische Rahmen der Feierlichkeiten eröffnet weiterhin die Möglichkeiten antislowenischer Propaganda über die „traditionell minderheitenfeindlichen Implikationen“ (vgl. Retzl/Blohberger 2014: 457).

Nach der Volksabstimmung wurden die gemachten Versprechen nicht eingehalten, slowenischsprachige Priester, Lehrer_innen, Beamt_innen, Angestellte des öffentlichen Dienstes und andere Personen, vor allem, wenn sie sich für die Stimmabgabe für den SHS-Staat eingesetzt haben, wurden entlassen, versetzt, vertrieben oder verhaftet. Die in der Region Verbliebenen wurden in ‚deutschfreundliche‘ und ‚assimilierungswillige‘ ‚Windische‘ sowie ‚jugoslawisch orientierte‘ und ‚heimatfeindliche‘ Slowen_innen geteilt. Aufgrund von Repression, Diskriminierung und Diffamierung zweiterer, ging die Zahl jener, welche sich zur slowenischen Sprache bekannten, drastisch zurück (vgl. Scharsach 1992: 160-161, Malle/Entner 2003: 5, Retzl/Blohberger 2014: 295). Zusätzlich wurde die Verpflichtung von zweisprachigen Lehrer_innen im gemischtsprachigen Gebiet abgeschafft, Slowenisch schlussendlich nur noch als Freigegegenstand angeboten und als Amtssprache nicht mehr zugelassen sowie die meisten zweisprachigen Tafeln entfernt (vgl. Neugebauer 1990: 17, Hunter 2000: 35).

Wichtiger und tragender Teil der Germanisierungspolitik war der ‚Deutsche Schulverein Südmark‘, der vor allem über Finanzierungen viel Einfluss in die Schulpolitik nahm. In der Zwischenkriegszeit war diese geprägt von Verboten von slowenischen Schulen, restriktiven Aufnahmen auf Basis der Sprache in den Ausbildungsstätten für Lehrer_innen und von Personalentscheidungen des deutschen Landeschulrats. Das führte dazu, dass es von 84 zweisprachigen Volksschulen 1925 es 1934 nur noch sieben gab, sowie in ganz Koroška/Kärnten nur noch einen einzigen Erstsprache Slowenisch sprechenden Lehrer, welcher zudem an einer deutschsprachigen Schule unterrichtete (vgl. Perchinig 1989: 102-103, Obid/Messner/Leben 2002: 109). Ein weiterer wichtiger deutschnationaler Verein war und ist der Kärntner Heimatdienst – ab 1924 Kärntner Heimatbund – welcher vor allem

viel Koordinierungsarbeit leistete. Er publizierte und propagierte antislowenisch und war beteiligt an Initiativen, wie jener der ‚Bodenvermittlungsstelle‘, welche Deutschen Bauernhöfe und Grundstücke im zweisprachigen Gebiet vermittelte, die verschuldeten Slowenischsprachigen abgekauft wurden, oder jener, welche ‚Deutschfreundlichen‘ Kredite ermöglichte um weiter bestehen zu können (vgl. Perchinig 1989: 99, Neugebauer 1990: 21, Fritzl 1992: 53, Obid/Messner/Leben 2002: 109-111). Zudem stellte der KHB, als anerkannte Organisation, der zu der Zeit verbotenen Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) seine Infrastruktur zur Verfügung. Überhaupt lebten in Koroška/Kärnten prozentuell mehr als doppelt so viele illegale Parteimitglieder als im Rest-Österreichischen Schnitt (vgl. Perchinig 1989: 118, Obid/Messner/Leben 2002: 122). Nach dem sogenannten ‚Anschluss‘ Österreichs an Nazideutschland 1938 ging der KHB im NS-Apparat auf. Die Weiterführung des ‚Abwehrkampfes‘ schien mit der Vorstellung einer ‚Endlösung der Kärntner Frage‘ im Nationalsozialismus möglich zu sein (vgl. Druml et.al 1980: 17, Obid/Messner/Leben 2002: 126). So wundert es nicht, dass Koroška/Kärnten als ‚der erste Ostmarkgau‘ den Anschluss ‚bejubeln‘ konnte (vgl. Gstettner 1988: 93, Wieser 2014: 60). Die Vertreter_innen der slowenischen Minderheit zeigten sich demonstrativ offen gegenüber der neuen Herrschaft, obwohl weiter Repressalien vonstattengingen, und hofften dabei, dass befürchtete schwerer wiegende Unterdrückungsmaßnahmen, wie Vertreibungen, dadurch eher zu verhindern wären (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 20, 126-127, Malle/Entner 2003: 8).

Dem nationalsozialistischen Überfall auf Jugoslawien 1941 folgten allerdings die gefürchteten Repressalien, da alle außenpolitischen Überlegungen ad acta gelegt wurden. Es wurde allen Slowen_innen verordnet, dass ihre Vor- und Nachnamen einzudeutschen seien und zudem das Ziel verlautbart, innerhalb von vier Jahren nur noch Deutsch in der Öffentlichkeit zu hören und das Slowenische verschwinden zu lassen. Auch äußere Zeichen, wie Orts- und Straßennamen, mussten eingedeutscht werden und deutsche Lehrer_innen übernahmen den Unterricht (vgl. Neugebauer et.al 1990: 222). „Bis 1945 hatte das NS-Regime im besetzten Gebiet [von Slowenien] 80.000 SlowenInnen deportiert oder zur Flucht gezwungen und deren Vermögen eingezogen.“ (Retzl/Blohberger 2014: 321) In Koroška/Kärnten wurden slowenische Vereine verboten und deren Vermögen enteignet, slowenische Bücher vernichtet und Aufschriften entfernt, slowenische Intellektuelle des Landes verwiesen, es wurde mit der Aus- und Umsiedlungspolitik begonnen, durch welche bis zu 50.000 Slowen_innen aus dem Gebiet vertrieben sowie Deutsche vor allem aus dem Kanaltal angesiedelt werden sollten, die slowenische Infrastruktur wurde zerstört, Slowenischsprachige deportiert und in Konzentrationslager oder nach Urteilen von NS-Gerichten ermordet sowie jene, die übrigblieben, konsequent germanisiert. Der Gebrauch der slowenischen Sprache wurde in öffentlichen Räumen, der Kirche und in Gasthäusern verboten (vgl. Gstettner 1988: 94, Perchinig 1989: 122, Obid/Messner/Leben 2002: 20, Ogris 2010: 44).

Im April 1942 begannen die sogenannten ‚Aussiedlungen‘ slowenischer Familien, zuerst die Deportation von rund 1.000 Personen, aber es sollten insgesamt 50.000 werden, aus Koroška/Kärnten in die Arbeitslager der ‚Volksdeutschen Mittelstelle‘, nach Hesselberg, Hagenbüchach, Markt-Bibach, Frauenaaurach und Rehnitz bei Glasow. Ein wichtiger Grund, dass die Pläne nicht verwirklicht wurden, war, dass die Repressionen der Nationalsozialist_innen ein Erstarken des, auch bewaffneten, Widerstandes nach sich zog, welcher, ebenso wie die Entwicklung der Lage an der Ostfront, dazu führte, dass die Nationalsozialist_innen ihre Strategien ändern und ihre Truppen wie ihre Aktionen anders lagern mussten (vgl. Perchinig 1989: 124, Neugebauer et.al 1990: 147-148, 223, Obid/Messner/Leben 2002: 129, Valentin 2013: 20-21). „Im August 1944 zählten die Partisaneneinheiten in Kärnten rund 700 Kämpfer. In Anbetracht dieser Situation ernannte Himmler im Sommer 1944 Südkärnten zum ‚Bandenkampfgebiet‘.“ (Neugebauer et.al 1990: 228) Der Kampf zwischen Partisan_innen und den Nationalsozialist_innen in Koroška/Kärnten zog 10.000 deutsche Soldaten von anderen Fronten ab, verursachte in über 600 Aktionen materiellen Schaden und schwächte die NS-Herrschaft auch auf Ebene der psychologischen Kriegsführung. Zusätzlich bedeutete es einen symbolischen und aktiven Schritt der Emanzipation weg von deutschnationaler Unterdrückung (vgl. ebd.: 229-230). Der ab Juli 1942 organisierte, bewaffnete Widerstand in Koroška/Kärnten, in dem gemeinsam mit den jugoslawischen Partisan_innen gekämpft wurde, stellte die einzige länger geführte und bewaffnete Gegenwehr gegen das nationalsozialistische Regime in den Grenzen des heutigen Österreichs dar und bekam daher bei den späteren Verhandlungen für den Staatsvertrag 1955 eine wesentliche Rolle zugesprochen (vgl. Perchinig 1989: 124, Neugebauer et.al 1990: 11, 225, Obid/Messner/Leben 2002: 20, Valentin 2013: 22, Retzl/Blohberger 2014: 447, Wieser 2014: 61-62).

In Koroška/Kärnten wurde auch noch nach der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands weitergekämpft – bis zum 15. Mai 1945, da die deutschen Truppen sich nicht der jugoslawischen Armee ergeben wollten (vgl. Retzl/Blohberger 2014: 447). Sowohl die relativ fließenden Übergänge zur nationalsozialistischen Herrschaft, wie die, im Nachkriegsösterreich auf diese Art einmalige, Übergabe dieser an eine provisorische Landesregierung, ebenso wie die personelle Integration ehemaliger Nationalsozialisten (vorwiegend Männer*) in die Parteienlandschaft, basierten auf einer Aufrechterhaltung der Kontinuität des antislowenischen Deutschnationalismus in Koroška/Kärnten. Dabei half und vereinfachte dies auch die historische Rahmung des Kalten Krieges (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 146-147). Die provisorische Landesregierung versprach, unter dem Druck möglicher Gebietsansprüche Jugoslawiens, die vom NS-Terror betroffenen Kärntner Slowen_innen zu entschädigen und ihnen ihre Rechte, wie Slowenisch als Amtssprache oder Erneuerung der Schule, zuzusprechen. Trotzdem waren die meisten Höfe, als die ‚Ausgesiedelten‘ zurückkamen, von den ‚Angesiedelten‘ noch bewohnt (vgl. Malle/Entner 2003: 10) und

darüber hinaus wollte die britische Verwaltung die gerade Angekommenen wieder zurück in die Lager schicken (vgl. von Fransecky et.al 2010: 33-34).

Einerseits wurde, mit den Alliierten im Rücken und der Notwendigkeit des Anerkennens des Beitrags zum Widerstand der Kärntner Slowen_innen für den Staatsvertrag, eine allgemeine zweisprachige Volksschule im zweisprachigen Južna (Avstrijska) Koroška/Südkärnten eingeführt (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 135), andererseits erfolgte mittels deutschnationaler Kontinuität und dem Einsetzen des Kalten Krieges auch ein schneller Wiederaufbau antislowenischer Organisationen (vgl. Perchinig 1989: 130). Das Konzept des Schulwesens wurde damit argumentiert, dass alle Kinder beide gesprochenen Sprachen im Land lernen sollten, um darüber einen respektvollen Umgang miteinander zu ermöglichen, der auf Gleichberechtigung setzte und auch eine Form der Wiedergutmachung für die Opfer darstellen sollte, die der deutsche Faschismus der slowenischsprachigen Bevölkerung abverlangt hat (vgl. Malle/Entner 2003: 10-11, Ogris 2010: 45). So einfach ging das aber nicht.

„Die Realität in den Klassen war komplex. Sieben Jahre des bei strengsten Sanktionen durchgesetzten Verbots, die slowenische Sprache in der Öffentlichkeit zu verwenden, machten die Wiedereinführung von Slowenisch als Unterrichtssprache schwierig. Es gab nicht genug ausgebildete LehrerInnen mit Slowenischkenntnissen, Lehr- und Lernmaterialien für den Unterricht in slowenischer Sprache waren nicht vorhanden.“ (Busch 2008: 5)

Nach der Unterzeichnung des Staatsvertrages 1955 wurden die deutschnationalen Gegenstimmen gegen den zweisprachigen Unterricht im zweisprachigen Gebiet lauter. Nur vier Tage später wurde der Schulverein Südmark, und damit eine Weiterführung der Germanisierungspolitik, rekonstruiert (vgl. Druml et.al 1980: 47). Nach der Wiedergründung des Kärntner Heimatdienstes, wieder mit der Bezeichnung Dienst und nicht mehr Bund, 1957 wurden sie so laut, dass der obligate zweisprachige Unterricht in den Volksschulen 1958, nach Schulstreiks wieder abgeschafft wurde (vgl. Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 18-20, Obid/Messner/Leben 2002: 135-136). 1959 wurde der Abmeldeerlass in einen Anmeldeerlass umgewandelt und in der allgemeinen Interpretation in Koroška/Kärnten bedeutete diese eine Art Bekenntnis, welches Stigmatisierung und Ausgrenzung der Kinder nach sich ziehen könnte. Somit sanken die Zahlen der Kinder, die den zweisprachigen Unterricht besuchten, rapide (vgl. Malle/Entner 2003: 10-11, Obid/Messner/Leben 2002: 71). Diese Einschränkungen der Möglichkeiten des zweisprachigen Unterrichts ermutigten verschiedene deutschnationale Vereine, sodass bspw. kurz darauf der Kärntner Abwehrkämpferbund, KAB, eine Mindestgrenze für die Inanspruchnahme von zweisprachigen Angeboten und Möglichkeiten sowie eine Minderheitenfeststellung forderte (vgl. Valentin 2013: 100).

In der Nachkriegszeit bildeten sich aber nicht nur deutsche, sondern auch slowenische Interessensvertretungen und Organisationen. Dabei trennten sich die Wege von christlich orientierten (Narodni svet koroških Slovencev, NSKS – Rat der Kärntner Slowenen) und sozialistisch orientierten (erst Demokratina fronta delovnega ljudstva/Demokratische Front des werktätigen Volkes, dann Zveza slovenskih organizacij na Koroškem, ZSO – Zentralverband slowenischer Organisationen in Kärnten) Vereinen (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 21).

„Im Österreichischen Staatsvertrag [Anm.: Hervorhebung durch die Autor_innen] von 1955 werden im Artikel 7 die Minderheitenrechte garantiert, dazu gehören das Recht auf zweisprachige topographische Aufschriften, Slowenisch als zusätzliche Amtssprache, Schulunterricht in der Muttersprache sowie das Recht auf eigene Organisationen.“ (Malle/Entner 2003: 13-14)

Nach 1955 befasste sich die Bundesregierung immer wieder vor allem mit Gesetzesvorlagen in Bezug auf Minderheitenrechte in Koroška/Kärnten, bspw. Minderheitenschulgesetz oder Gerichtssprachengesetz. 1960 wurde erstmals über topographische Bezeichnungen gesprochen und der Bundesverfassungsdienst beauftragt, gemeinsam mit der Kärntner Landesregierung eine Liste „der in Betracht kommenden Gemeinden, Orte, Fluren, Flüsse, Berge usw. mit zweisprachiger Bezeichnung zu übermitteln. Dieses Verzeichnis solle sich auf das Gebiet erstrecken, in dem das Minderheitenschulgesetz gelte.“ (Valentin 2013: 271) Das Land Kärnten allerdings wollte dabei nicht mitarbeiten, sondern erst die Volkszählung 1961 abwarten. Bruno Kreisky, damaliger Außenminister, hielt eine Minderheitenfeststellung aufgrund der Außenpolitik für schwierig (vgl. ebd.: 269-271). Nach dem Antritt als Landeshauptmann von Koroška/Kärnten betonte Hans Sima im April 1965, dass er „der sprachlichen Minderheit ‚uneingeschränkt‘ jene Rechte zuerkenne, die sie beanspruchen könne“ (ebd.: 195). Die Freiheitliche Partei Österreichs, FPÖ, und der Kärntner Abwehrkämpferbund forderten im Anschluss jeweils eine Minderheitenfeststellung. Der KAB warnte sogar „vor der Bildung eines ‚slowenischen Territoriums‘ und einer ‚Verfälschung der wahren Verhältnisse““ (ebd.: 196). Am 10. Oktober 1965 appellierte Sima an die Toleranz.

„Freilich wussten viele mit dem Toleranzbegriff wenig anzufangen. Manche Slowenen fühlten sich hingegen brüskiert, da im Wort Toleranz der Begriff der Duldung mitschwingt. Zudem ist Toleranz eine Haltung, die üblicherweise der Stärkere gegenüber dem Schwächeren einnimmt. Manche hingegen erinnerten sich daran, dass Sima vor einigen Jahren das Wort Toleranz im Hinblick auf die ehemaligen NS-Parteigänger angewandt hatte, die es zu integrieren gelte.“ (ebd.: 197)

In den 1970ern wurde versucht, die gesetzlichen Bestimmungen bezüglich der Rechte der slowenischen Minderheit umzusetzen. Dies geschah aber erst auf Basis der Sichtbarmachung der Nicht-Umsetzung des Staatsvertrages von 1955 durch symbolische Aktionen, wie dem Hinzufügen der fehlenden Beschriftungen mit Hilfe von Spraydosen (vgl. KSŠSD

1998: 41). 1972 wurde ‚das Ortstafelgesetz‘ beschlossen, welches besagt, dass in 205 Orten in Koroška/Kärnten zweisprachige Ortstafeln aufgestellt werden müssen (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 23, Mittersteiner 2010: 23). Die ersten zweisprachigen Ortstafeln wurden am 20. September 1972 aufgestellt. Bereits am nächsten Tag wurden in den ersten Orten die slowenischen Ortsnamen mit Farbe übermalt. In der darauffolgenden Nacht ging es weiter und es wurden Tafeln teilweise gänzlich gewaltsam entfernt. Immer nachdem sie wiederhergestellt wurden, wurden sie erneut Opfer von Attacken (vgl. Valentin 2013: 338-339). Die Situation spitzte sich immer weiter zu und die Gegenaktionen wurden immer größer. Nach der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober 1972, in welcher Hunderte mit ca. 600 Autos durch die gemischtsprachige Region fuhren, standen in ganz Koroška/Kärnten keine zweisprachigen Aufschriften mehr (vgl. ebd.: 345). Das gewaltsame Entfernen von immer wieder aufgestellten Tafeln ging weiter. Zumeist sahen die Gendarmen⁷ ohne einzuschreiten zu. Als sich am 25. Oktober 1972 bei Škocjan/St. Kanzian Gendarmeriebeamte in den Weg stellen wollten und Festnahmen aussprachen, konnten sie sich nicht gegen die zahlenmäßig überlegenen Ortstafelgegner_innen durchsetzen. Daraufhin wurden sie von der Sicherheitsdirektion und dem Innenministerium zur Zurückhaltung angewiesen (vgl. ebd.: 363-365). Zudem kamen fast tägliche Bombendrohungen sowie einige auch wirklich ausgeführte Sprengstoffanschläge (vgl. ebd.: 359-360). Am 6. November 1972 erklärte der Bundeskanzler Bruno Kreisky, dass bevor eine „Ortstafelkommission“ keine Vorschläge zur Novellierung des Ortstafelgesetzes formuliert habe, neue Tafeln anzubringen „wenig Sinn habe“. Am 13. Dezember wurde daraufhin eine Sachverständigen-Kommission eingerichtet (vgl. ebd.: 420-421).

Zusätzlich wurde 1976, gegen den Willen der Vertretung der Kärntner Slowen_innen, das Volksgruppengesetz beschlossen, welches Rechte von einer hohen Prozentzahl an sich bekennenden Sprecher_innen abhängig machte. Um das Gesetz umsetzen zu können, wurde eine sogenannte Minderheitenfeststellung durchgeführt (vgl. Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 18-20, Obid/Messner/Leben 2002: 140). Diese wurde sowohl von Kärntner Slowen_innen wie auch von solidarischen Personen im Rest Österreichs boykottiert bzw. ad absurdum geführt (vgl. Perchinig 1989: 141-142, Mittersteiner 2010: 24, Valentin 2013: 510), trotzdem wurden die errechneten Prozentzahlen zur Diskussion von Minderheitenrechten herangezogen (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 45).

Gewissermaßen einen anderen Weg, nämlich den vom Versuch der Gleichstellung, ging die katholische Kirche, welche bei einer Synode 1972⁸ neben der Implementierung

7 Die erste Frau* bei der Gendarmerie wurde erst 1984 eingestellt (vgl. Sabitzer 2011)

8 Diözesanrat – Deutsch-slowenischer Koordinationsausschuss – Katholische Kirche Kärnten/ Nemško-slovenski koordinacijski odbor – Katoliška Cerkev Koroška: <http://www.kath-kirche-kaernten.at/dioezese/organisation/C3418/> (Zugriff am 07.08.2016)

von slowenischsprachiger Infrastruktur innerhalb der Kirchenhierarchie, auch um einen Umgang mit eventuellen Streitfällen finden zu können, die Verwendung beider Sprachen in zweisprachigen Pfarren beschloss (vgl. Obid 2010: 72). Viele Geistliche kommen und kamen aus Familien, in denen Slowenisch gesprochen wird. Die Kirche wurde dabei oft von Assimilierten und Deutschnationalen für die zweisprachigen Gottesdienste angefeindet (vgl. Boeckmann 1988: 92). Nach den Auseinandersetzungen der 1970er beruhigte sich die Lage in Koroška/Kärnten wieder einigermaßen. Daher kann alles folgende unter der Überschrift der aktuellen Lage erfolgen.

2.3 Aktuelle Lage

Wer gilt offiziell als ‚Kärntner Slowen_in‘ und wo wird ‚das Siedlungsgebiet‘ angesetzt? In offiziellen Zählungen, wie Volkszählungen, wurde unterschiedlich nach „Umgangssprache, Muttersprache, Denksprache, Kulturkreis oder Familiensprache gefragt“ und politische Stimmungen hatten einen nicht unbeachtlichen Einfluss auf die gegebenen Antworten, trotzdem „[sie] aber doch recht anschaulich den unnatürlichen Assimilierungsdruck der letzten Jahrzehnte [zeigen]“ (Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 16). Die letzte Volkszählung gab es 2001. Bei dieser gaben 12.554 Personen Slowenisch als Umgangssprache an, was um 1.408 oder 10,1% weniger als 1991 waren. In den 80ern lag der Minusprozentsatz bei -1,7%, während er in den 70ern bei -16,5% lag (vgl. Statistik Austria 2001: 18). Damit zeigt sich ein rapider Rückgang der Sprecher_innen. Aber wie bereits erwähnt ist es fraglich, ob Zahlen überhaupt das passende Argument sind und die Frage nicht auch ohne Zählungen beantwortbar ist. Nicht nur weil die Frage von adäquaten Zählmethoden Diskussionsstoff bietet, sondern gerade auch, wenn, wie in Österreich, Gesetze und Rechte an das Ergebnis geknüpft werden, ist die Vorgehensweise problematisch (vgl. Gstettner 1988: 47-48). Die Frage des ‚Siedlungsgebiets‘ scheint zumindest historisch gewachsen einfacher zu beantworten zu sein.

„Das zweisprachige Gebiet Kärntens wird üblicherweise mit den Tälern Jauntal/Podjuna, Rosental/Rož und Gailtal/Zilja gleichgesetzt. Dies ist insofern unrichtig, als das zweisprachige Gebiet einerseits über diese Täler hinausgeht (z. B. das Gebiet um Völkermarkt/Velikovec nördlich der Drau), andererseits das Gailtal aber nicht zur Gänze umfasst.“ (Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 13-14)

Die Fragen nach wer und wo sind für die aktuelle Lage insofern einfürend relevant, als dass sie vor allem in den juristischen Kontext einfließen. Es gibt verschiedene rechtliche Rahmenbedingungen, die den Schutz von Minderheiten garantieren sollen, wie bspw. Artikel 19 Staatsgrundgesetz (1867), Artikel 66, 67, 68 Vertrag von Saint-Germain (1919),

Artikel 7 Staatsvertrag (1955), Minderheiten-Schulgesetz für Kärnten (1959), Volksgruppenengesetz (1976), Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen⁹ (1992), Europäische Rahmenkonvention zum Schutz nationaler Minderheiten (1995, 1998 unterzeichnet) oder die Staatszielbestimmung zum Schutz der Volksgruppen (2000/2001) (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 13-14, Ogris 2010: 47, Wieser 2014: 51). Um in Österreich als ‚Volksgruppe‘ anerkannt zu werden, braucht es seit dem Volksgruppenengesetz einen Volksgruppenbeirat, welcher halb aus Landtagsparteien und Kirchen sowie halb aus Vertreter_innen der Vertretungsorganisationen der jeweiligen Minderheit zusammengesetzt ist. Koordiniert werden die Beiräte im Verfassungsdienst des Bundeskanzleramts (vgl. Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 24).

Viele Rechte mussten allerdings erst auf eigene Initiative gerichtlich durchgesetzt werden, wie eine öffentliche zweisprachige Volksschule in Celovec/Klagenfurt (1989/1991), möglicher zweisprachiger Unterricht auch in der vierten Klasse Volksschule (2000), die Amtssprachenverordnung (2000/2001) sowie die Aufstellung topographischer Aufschriften wie Ortstafeln (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 39). Bei letzterem stellt sich zusätzlich allerdings die Frage, was als topographische Aufschrift gilt, denn Beschriftungen wie ‚Gemeindeamt‘, ‚Grenzübergang‘ oder von Straßen sind ebenso zumeist einsprachig wie „Ortsbezeichnungen in Telefonbüchern, Fahrplänen, Kartenwerken u.ä. ‚halbamtlichen‘ Druckwerken“ (Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 38).

Weder ist Zwei- oder Mehrsprachigkeit eine Selbstverständlichkeit, noch erfährt Slowenisch in der Öffentlichkeit eine gleichwertige Stellung wie Deutsch. Das hat auch damit zu tun, dass es einerseits im erstsprachlichen Bildungsbereich (vor allem die vorschulische Bildung betreffend) an Ressourcen fehlt, und andererseits, dass der Konsum von Medien nicht in beiden Sprachen gleichermaßen zugänglich ist (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 15, 76).

Im Bildungsbereich, ein zentraler Bereich in Bezug auf die Spracherhaltung, gibt es unterschiedliche Regelungen je nach Institution. Kindergärten fallen in die Länderkompetenz und im Kindergartengesetz in Koroška/Kärnten gibt es keine Erwähnung von Mehrsprachigkeit (vgl. Ogris 2010: 91). Seit 2001 gibt es mittels des Kindergartenfondsgesetzes die Möglichkeit der finanziellen Unterstützung von zwei- und mehrsprachigen Kindergärten, welche oft auf private Initiativen hin gegründet wurden. Wie bereits oben erwähnt, gibt es erst seit 1989 in Celovec/Klagenfurt die Möglichkeit eine zweisprachige Volksschule zu besuchen und seit 2000 den zweisprachigen Unterricht auch in der vierten Klasse Volksschule. Beides musste vor dem Verfassungsgerichtshof erkämpft werden. In Haupt-

9 In dieser hat sich Österreich bspw. der breiten Förderung und dem umfassenden Schutz von Regional- und Minderheitensprachen verpflichtet (vgl. Europarat 1992).

schulen/Neuen Mittelschulen gibt es hin und wieder die Möglichkeit Slowenisch als Unterrichtgegenstand zu besuchen. Als höhere Schule mit slowenischer Unterrichtssprache gibt es seit 1957 das zvezna gimnazija in zvezna realna gimnazija za Slovence v Celovcu/Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium für Slowenen¹⁰ in Klagenfurt, seit 1989 die dvojezična trgovska akademija/zweisprachige Handelsakademie in Celovec/Klagenfurt und die višja šola za gospodarske poklice Št. Peter/höhere Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe St. Peter. Universitär kann Slowenisch nur als eigenes Fach studiert werden, während die außeruniversitäre Bildung, beispielsweise Erwachsenenbildung oder Musikschulwesen, vollständig auf private Initiativen angewiesen ist. Letztere konnte sich lange nur mittels finanzieller Unterstützung der Republik Slowenien erhalten (vgl. Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 41-42). Mit 1. Juli 2015 wurde sie unter Landesverwaltung gestellt, was die Finanzierung und Aufrechterhaltung vereinfachte. Seitdem heißt sie slovenska glasbena šola dežele Koroške/slowenische Musikschule des Landes Kärnten¹¹.

Das Interesse an Zwei- und Mehrsprachigkeit und an der slowenischen Sprache scheint allerdings im Steigen (vgl. Obid/Messner/Leben 2002: 45-46). Dies hängt vermutlich auch mit dem Entstehen und der Erweiterung der Europäischen Union zusammen. Nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens wurde Slowenisch Staatssprache und mit dem Beitritt zur EU 2004 europäische Amtssprache (vgl. Busch 2008: 2). Auch das ist vor allem im Schulwesen, konkret bei den Anmeldungen zum zweisprachigen Unterricht, abzulesen. Die Anmeldungen zum zweisprachigen Unterricht im Rahmen des Minderheiten-Schulgesetzes für Koroška/Kärnten haben sich wie folgt entwickelt: Im Schuljahr 1959/60 waren 19,31% der Schüler_innen zum Slowenischunterricht angemeldet. 1960/61 sank die Prozentzahl auf 17,27%, 1961/62 waren es nur noch 15,97% und zwischen 1962/63 und 1979/80 pendelte sie zwischen 13,45% (1976/77) und 14,95% (1963/64). Ab 1980/81 (15,88%) ist wieder ein Anstieg der prozentuellen Anmeldungen zu verzeichnen, während die gesamten Schüler_innenzahlen beständig sinken. Seit 1983/84 gab es auch Vorschüler_innen, welche zum zweisprachigen Unterricht angemeldet wurden. Im selben Schuljahr, 1989/90, als es in der Landeshauptstadt Celovec/Klagenfurt zum ersten Mal eine öffentliche zweisprachige Volksschule gab, überschritten die Anmeldungen zum slowenischsprachigen Unterricht die 20% (20,02%). Seitdem stiegen die Anmeldungen in den Regionen, in denen das Minderheiten-Schulgesetz greift, stetig – 2001/02 waren es 30,03%, 2007/08 40,55% und 2011/12 gab es in Prozent 44,93% sowie 2013/14 in absoluten Zahlen 2000 (von 4486 gesamt) den jeweiligen Höchststand (Vergleich bis 2013/14) (vgl. Sandrieser/Weinfurter 2014: 57-58).

10 Eigenname, daher auch hier im Text sowohl auf Slowenisch wie auf Deutsch im generischen Maskulin.

11 Glasbena Šola – Slovenska glasbena šola dežele Koroške/slowenische Musikschule des Landes Kärnten http://www.glasbenasola.at/?page_id=20 (Zugriff am 12.08.2016)

Nach langem Hin und Her und nachdem der Verfassungsgerichtshof in seinem Urteil 2001 eine 10% Quote an Einwohner_innen, die über einen längeren Zeitraum Slowenisch in öffentlichen Zählungen angaben, verlangte (vgl. Zinkner 2009: 163), wurde diese im Volksgruppengesetz 2011 auf 17,5% festgelegt und daraufhin 164 zweisprachige Ortstafeln beschlossen (vgl. Valentin 2013: 511, Wieser 2014: 63). Damit wurden einige weniger aufgestellt als in den 1970ern hätten aufgestellt werden sollen. Und obwohl es als Erfolg interpretiert wurde, dass überhaupt Tafeln aufgestellt werden konnten, muss auch eingeräumt werden, dass eine Zahl, die niedriger ist als jene in den 70ern, auch deutlich zeigt, dass Zweisprachigkeit noch immer keine Norm und keine Selbstverständlichkeit in Koroška/Kärnten darstellt. Dies wird auch deutlich, wenn an die Amtssprachenregelung im zweisprachigen Gebiet gedacht wird, nach der es in Gemeinden seit dem Inkrafttreten des Volksgruppengesetzes 2011 unterschiedliche Regelungen für die einzelnen Orte gibt, ob deren Bewohner_innen ein Recht auf die Amtssprache Slowenisch haben oder nicht¹².

12 Siehe <http://kaernten.orf.at/news/stories/2609624/> (Zugriff am 16.08.2016) sowie http://www.wienerzeitung.at/themen_channel/integration/politik_und_recht/?em_cnt=581228 (Zugriff am 16.08.2016)

3 Sprache und deren Nicht-Weitergabe

Da sich meine Fragestellung um die Nicht-Weitergabe der slowenischen Sprache in Koroška/Kärnten dreht, möchte ich, noch bevor ich zu dem empirischen Teil meiner Arbeit übergehe, kurz erläutern, warum es eine relevante Frage ist, wer, was, wie, wann und wo sprechen darf, bzw. was es heißt, wenn eine Sprache verboten oder jemandem genommen wird. Am Ende dieses Abrisses möchte ich kurz auf die slowenische Sprache in Koroška/Kärnten eingehen.

Sprache ist ein Konstrukt, das nicht einfach nur die Fähigkeit zu sprechen bedeutet. Sie ist nach Susan Gal dadurch charakterisiert, dass sie benennbar, zählbar, be- und abgrenzbar, unterscheidbar, in sich homogen, annähernd übersetzbar, genormt, verschriftlicht und mit Eigenheiten versehen ist (vgl. Wohlfahrter 2014: 41). Sprache ist eng verbunden mit Macht, Herrschaft und sozialen Strukturen. Individuen lernen die Welt, deren Strukturen und Systematiken mit Hilfe von Sprache(n) kennen. Zu einem großen Teil erfüllt diese Aufgabe die erste erlernte Sprache, in die zusätzlich emotionales Empfinden maßgeblich eingelassen ist. Die Nicht-Weitergabe der Erstsprache bedeutet somit nicht einfach nur das Nicht-Weiterführen der Fähigkeit zu sprechen, sondern darüber hinaus die Nicht-Weitergabe des ersten Werkzeuges des Begreifens und Verstehens.

Sprache an sich wird, laut Pierre Bourdieu, oft gleichgesetzt mit „der offiziellen Sprache einer politischen Einheit“ (Bourdieu 2005: 49). Bourdieu setzt sich dabei mit dem Konzept der herrschenden Sprache innerhalb nationalstaatlicher Grenzsetzungen, welche sich gegen andere ‚Sprachpraxen‘ durchsetzt – sowohl gegen andere Sprachen wie gegen andere, sozial konnotierte, ‚Sprachgebräuche‘ – auseinander (vgl. ebd.). Die Frage, wer welche Sprache spricht, sprechen darf und kann, ist somit auch eine Klassenfrage. Es gibt einen ‚sprachlichen Markt‘, welcher normiert und standardisiert ist und in welchem alle möglichen Formen von Sprache mit jener Sprache verglichen werden, die in diesem speziellen Kontext als legitim erachtet wird (vgl. ebd: 50). Die ‚Standardsprache‘ ist dabei die dominante und dominierende. Die Kenntnis dieser Sprache vermittelt Autorität und somit scheint es erstrebenswert, sie zu erlernen und zu benutzen, vor allem, da sie mit Vorteilen und sozialem Aufstieg verbunden wird. Deshalb wird sie ständig re- und produziert. Andere Sprachen oder Sprachformen werden mittels Strategien wie Trivialisierung oder Marginalisierung der dominierenden Sprache untergeordnet (vgl. Wohlfahrter 2014: 42-43).

„Die Integration in ein- und derselben „Sprachgemeinschaft“, die ein Produkt politischer Herrschaft ist, ständig reproduziert von Institutionen, die imstande sind, die allgemeine Anerkennung der herrschenden Sprache durchzusetzen, ist die Voraussetzung für die Entstehung sprachlicher Herrschaftsverhältnisse.“ (Bourdieu 2005: 50)

Sprache ist also ein mächtiges Mittel, ein Machtinstrument. Sich jener Sprache zu bemächtigen, die mit Ansehen, Dominanz, Herrschaft, Prestige und Einfluss verbunden wird, bedeutet auch „unter dem Motto von Freiheit und Gleichheit soziale Abgrenzungen nach unten vorzunehmen“ (Larcher 1988c: 9). Sprache definiert Gruppen und Gruppenzugehörigkeit. Mit Sprache werden Gebiete abgegrenzt und Staaten argumentiert sowie legitimiert (vgl. Wohlfahrter 2014: 41). Auf der Ebene sozialer Beziehungen, sowohl zwischen Individuen wie zwischen sozialen Gruppen, wird Macht mit Hilfe von Sprache immer wieder erneuert und verfestigt, wobei es dabei sowohl auf die Verwendung der ‚richtigen‘ Sprache wie auch auf die Aussprache ankommt (vgl. Bourdieu 2005: 41). Die ‚richtige Sprache‘ zu beherrschen heißt aber nicht, einsprachig zu sein.

Es stellt sich dabei auch die Frage, ob es überhaupt möglich ist, richtig einsprachig zu sein. Busch bezieht sich auf Derrida in der Argumentation, dass Sprache zu Erfahrungen der (Nicht-)Zugehörigkeit führt. Zugehörigkeit lässt sich immer nur über Ausschlüsse definieren: jemand kann nur Angehörige_r einer Gruppe sein, wenn andere nicht dazu gehören und umgekehrt. Einsprachig zu sein wäre somit nur möglich, wenn die Erfahrung der Zugehörigkeit an sich fehlen würde, weil diese sich nur durch Nicht-Zugehörigkeit definieren lässt. Somit kann niemand nur einsprachig sein. Faktoren für die Konstruktion von Zugehörigkeit und Differenz mittels sprachlicher Variationen sind die zeitliche Rahmung sowie die sozialen Räume, in denen Sprechen stattfindet. ‚Sprachregime‘ entstehen sowohl über festgelegte Regeln, als auch den Gebrauch und den Gewohnheiten. ‚Sprachideologien‘ produzieren und reproduzieren über die Konstruktion von Zugehörigkeiten Hierarchisierungen (vgl. Busch 2012: 7-8, 35-36). Ob sich Personen in und mit einer Sprache wohlfühlen, hat auch damit zu tun, wie ihr ‚Erleben‘ der Sprache ist und war, denn dieses ist mit Emotionen und Erfahrungen verknüpft (vgl. ebd.: 17-18). Busch formuliert grundlegende Achsen von Spracherleben, nämlich die Selbst- und Fremdwahrnehmung, die Nicht-Zugehörigkeit sowie die sprachliche Macht oder Ohnmacht. Gerade die letztgenannte Achse kann zum Schweigen von Sprecher_innen in der ohnmächtigeren Position führen – manchmal um eine Gegenmacht etablieren zu können, aber auch aufgrund von Rückzug und Unsicherheit (vgl. ebd.: 18-19). Einsprachigkeit ist also ein Konzept, welches, je nach Definition, besser, schlechter oder gar nicht, niemals allerdings vollständig, zu funktionieren scheint. Eine Sprache ist also nie unbeeinflusst von (einer) anderen Sprache(n), wobei diese Beeinflussung immer eine wechselseitige ist. Es geht bei diesem Treffpunkt der Sprachen um die Integration anderssprachiger Elemente in das eigene Sprachsystem (vgl. Černut 2008: 63). Das bedeutet, dass sich Sprachen und Sprachgebräuche sowohl im Wortschatz, in der Grammatik, wie auch in der Verwendung überschneiden.

Die erste Sprache, oft als Muttersprache oder auch, wie im Slowenischen, als ‚Mutterzunge‘ (vgl. Özdamar 1990/2002;2008: 201) bezeichnet, hat im Unterschied zu jeder weiteren erlernten Sprache nicht nur die Funktion des Spracherwerbs, sondern auch jene, generell das Funktionieren und die Systematik von Sprache und Sprechen zu begreifen. Ein Unterschied zwischen den Begriffen Erstsprache und Muttersprache liegt in der Beantwortung der Frage, ob Erstsprache individuell als die erste erlernte gesehen wird. Im Gegensatz dazu wäre die Muttersprache jene, die mit dem nahen sozialen Umfeld gesprochen wird. Erstsprache kann aber auch als die dominante und meistgesprochene im sozialen Umfeld gesehen werden und Muttersprache als jene, welche die Einzelnen als erste gelernt haben (vgl. Olariu 2007: 304). Ich verwende lieber den Begriff Erstsprache, da ‚Muttersprache‘ die Notwendigkeit einer einzelnen Person, zumeist einer Frau* in der Mutterrolle, imaginiert, um Sprache erlernen zu können. Damit wird einerseits ausgeschlossen, dass in die Sprachvermittlung mehrere Personen involviert sein können. Andererseits wird damit impliziert, dass die Aufgabe, Kindern Sprache beizubringen, eine ausschließlich weibliche*, eben die der Mutter, ist. Verbunden mit dem Erstspracherwerb ist, wie bereits angesprochen, das Erlernen von Konzepten. „Die ersterworbene Sprache ist die Sprache, die das Individuum am stärksten prägt.“ (ebd.: 305)

In „Die Einsprachigkeit des Anderen“ setzt sich Jacques Derrida mit dem Zugang zu Sprache und dabei dem Verbot spezifischen Erstspracherwerbs auseinander und beschreibt, dass er „keine erlaubte Muttersprache“ habe, da Arabisch untersagt und Französisch, welches alle anderen Sprachen (in Algerien) abgelöst hätte, nicht wirklich seine Erstsprache war. Er bezeichnet Einsprachigkeit als Reduktion zur „Hegemonie des Homogenen“ (vgl. Derrida 1996/1997;2008: 78).

„Man untersagt den Zugang zu einer Sprache und nicht eine Sache, eine Geste, eine Handlung. Man untersagt den Zugang zum Sagen, einem bestimmten Sagen. Das ist jedoch die grundsätzlichste Untersagung, die absolute Untersagung, die Untersagung der Diktion und des Sagens. Die Untersagung, von der ich rede, ist also keine Untersagung unter anderen. Aber auf der anderen Seite scheint das Wort Untersagung noch zu gewagt, zu einfach und zu zweideutig, da die Grenze, von der wir sprechen, weder als – offizieller – Gesetzesakt noch als körperliche, natürliche oder organische Schranke verfügt worden ist.“ (ebd.: 75)

Sprache tritt in unterschiedlichen Räumen mit unterschiedlichen Funktionen auf, so verändert sich der Gebrauch je nach Ort, Kommunikationsmittel, Formalität usw. „Diese vielfältigen kommunikativen Praktiken bilden zusammen ein lokalisierbares Ganzes, das sich als kleinräumiges Sprachregime bezeichnen und erkunden lässt.“ (Busch/Busch 2008: 95) In diesem Kontext werfen Busch und Busch Fragen auf, welche Sprache wann und in welcher Funktion auftritt sowie welche Rangordnungen, welche gesellschaftlichen Ungleichheiten in und durch Sprache sichtbar und manifestiert werden. In ihrer Arbeit lokalisieren sie Orte, welche unter anderem Sprache bzw. Einsprachigkeit als scheinbare Norm

durchsetzen bzw. in eine hegemoniale Position bringen sollen: öffentliche Bildungseinrichtungen wie Schulen oder Büchereien, Medien sowie sozial-medizinische Einrichtungen (vgl. ebd.). Auch in meinen Interviews kamen diese Orte vor – vor allem die Schule war ein wichtiges Thema, aber auch die Bedeutung von Medien wurde klar und in einem Interview auch die Wichtigkeit von Sprache in Einrichtungen wie Krankenhäusern. Die Wichtigkeit von Medien zur weiteren Pflege einer Sprache wurde sowohl von Interviewpartner_innen angesprochen wie auch in der von mir gelesenen Literatur erwähnt. So zählt Maja Haderlap in einem Text über ‚ihre Sprache‘ dieselben Publikationen wie meine Interviewpartner_innen auf, wie z.B. den Jahreskalender des Hermagoras-Verlages, jährliche Buchpakete von slowenischen Organisationen, die Kirchenzeitung und die Wochenzeitung Slovenski Vestnik (vgl. Haderlap 2003: 107). Dies bringe ich hier auch als Beispiel, da sich der Zugang zu slowenischen Medien in Koroška/Kärnten oft schwieriger gestaltet als jener zu deutschen. Damit begrenzt sich der oft wichtige Berührungspunkt zur Schriftsprache Slowenisch (vgl. Boeckmann 1988: 102-103).

Wie wichtig Institutionen, wie Bildungseinrichtungen, für die Pflege einer Sprache sind, wurde bereits im historischen Abriss offensichtlich. In Koroška/Kärnten übernimmt diese Funktion für das Slowenische das 1957 gegründete Zvezne gimnazije in Zvezne realne gimnazije za Slovence/Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium für Slowenen in Celovec/Klagenfurt. 18 Jahre konnte allerdings nur nachmittags unterrichtet werden, da es kein eigenes Gebäude gab und der Unterricht in einem deutschen Gymnasium, nach Beendigung des dortigen Unterrichts, stattfinden musste. Zudem gab es immer wieder Anfeindungen durch deutschnationale Vereine und Personen. Trotzdem führte das Bestehen des Gymnasiums zu einem deutlichen Bildungsaufstieg innerhalb der slowenischsprachigen Personengruppe (vgl. Busch/Busch 2008: 97).

Im Teil zur aktuellen Lage wurde ersichtlich, dass die Zahl der Anmeldungen zu dem zweisprachigen Unterricht in den Volksschulen steigt. Spätestens seitdem Slowenisch auch eine EU-Amtssprache ist, wird Mehrsprachigkeit als ein Gewinn und als Chance gesehen. Herausfordernd für den Slowenischunterricht ist, dass bei den Anmeldungen viele Kinder ohne oder mit nur geringen Vorkenntnissen dieser Sprache dabei sind (vgl. ebd.: 98). Slowenisch wird, nach Boeckmann, in Koroška/Kärnten von jenen, die die Sprache können, aber nicht verweigern, möglichst häufig, angepasst an die Sprache der Anrufung oder nur im familiären Kreis gesprochen. Auch wenn die Räume und die Verwendung unterschiedlich sein können, so wird das Beherrschen der slowenischen Sprache vor allem der älteren Generation zugesprochen – das wurde bereits 1988 festgestellt (vgl. Boeckmann 1988: 86-87) und ist bis heute beständig geblieben. In der Volkszählung von 2001 ist dazu zu lesen, dass „die ungünstige Altersstruktur [...] ein wesentlicher Grund für den Rückgang der Zahl der Slowenisch sprechenden Kärntner“ (Statistik Austria 2001: 18) ist.

Slowenisch selbst ist eine der kleineren slawischen Sprachen, weist aber trotzdem mehr als 30 Dialekte auf, die in sieben größeren Dialektgruppen zusammengefasst werden. Dazu zählen die koroška narečja/Kärntner Dialekte, zu denen innerhalb der österreichischen Grenzen podjunščina/Jauntaler Dialekt, rožanščina/Rosentaler Dialekt und ziljščina/Gailtaler Dialekt gehören (vgl. Černut 2008: 138). Laut dem Projekt ID-Coop, welches ‚historische Minderheitensprachen‘ untersucht, ist das Slowenische vor allem aufgrund des Staates Slowenien bei der UNESCO nicht als bedrohte Sprache angeführt. Würde aber die Bewertungsskala der UNESCO nur auf das Slowenische in Koroška/Kärnten übertragen, würde es einen Gesamtwert von 3,8 aufweisen, wobei 3 gefährdet und 4 potenziell gefährdet bedeutet und die Skala von 0-5 geht (vgl. ID-Coop 2013: 29-32). Die Weitergabe der Sprache in Koroška/Kärnten funktioniert durch die gut vernetzte Organisation von Schulen und Kulturverbänden (vgl. ebd.: 34). Allerdings ist gerade in formalen Bereichen eine Abnahme festzustellen (vgl. ebd.: 37).

Eine relative ökonomische Unabhängigkeit, wie es beispielsweise in der Landwirtschaft der Fall war und ist, fördert den Erhalt der Familiensprache, hier der slowenischen Sprache, während eine ökonomische Abhängigkeit Assimilation begünstigt (vgl. Gombos 1988: 129). Ein weiterer Grund für den Rückgang ist, dass, wenn Deutsch von einem Elternteil und Slowenisch vom anderen gesprochen wird, sich oft Deutsch durchsetzt, da diese Sprache meistens beide Elternteile können (vgl. ebd.: 130). Des Weiteren bietet die sprachliche Assimilierung auch oft einen Schutz vor Diskriminierung (vgl. Jurić 1988: 185). Gerade die Geschichte des 20. Jahrhunderts, die ihren traurigen Höhepunkt in der mörderischen Zeit des Nationalsozialismus fand, ist ein Argument für die Nicht-Weitergabe das Bewahren der eigenen Kinder vor möglichen grausamen Konsequenzen. Zudem war auch in der Nachkriegszeit das Sprechen der slowenischen Sprache in der Öffentlichkeit mit einem Stigma verbunden (vgl. Černut 2008: 19).

„In Kärnten und Österreich haben die politisch Mächtigen in der Nachkriegszeit einen massiven Beitrag zur sequentiellen Traumatisierung der Opfer aus den slowenischen Familien geleistet. [...] Verdächtig waren nach dem Krieg grundsätzlich alle, die nicht mit den Nazis kollaboriert hatten. So sah das private psychologische Umfeld aus, das die Kärntner SlowenInnen nach dem 8. Mai 1945 vorfanden. Das Nazi-Täter tolerierende und antislowenische Umfeld mitsamt einer antislowenischen Politik in Kärnten schuf täglich aufs Neue einerseits wiederkehrende Erinnerungen an das Erlebte unter der Naziherrschaft, andererseits neue Traumata durch den nachbarschaftlichen und behördlichen Druck auf die SlowenInnen.“ (Wutti 2013: 27)

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist nicht nur der aktive, sondern auch der passive Gebrauch einer Sprache. Der Großteil der österreichischen Medien, wie Fernsehen, Radio, Zeitungen oder Zeitschriften sind deutschsprachig. Damit werden Leute ständig mit der dominanten Sprache konfrontiert, während Minderheitensprachen weniger oft vorkommen. Neben der schwieriger zu erhaltenen durchgängigen Weitergabe im Bildungsbereich

ist der Faktor der Medien einer, welcher sprachliche Assimilation unterstützt (vgl. Österreichisches Volksgruppenzentrum 2001: 32). Wichtig ist auch die Möglichkeit der „Fortentwicklung“ der Sprache, was nur garantiert werden kann, wenn der Status jener einer „regionalen oder zumindest lokalen Amtssprache“ ist und „deshalb auch gelehrt und gelernt werden [muss]“ (Pan 2011: 117).

„Im sprachlichen Repertoire verschränkt sich das Biographische mit dem Historisch-Politischen.“ (Busch 2012: 40)

Diesen Satz möchte ich ans Ende der Auseinandersetzung mit Sprache stellen, da er einen guten Übergang darstellt zur Vorstellung der gewählten Methode: der Biografischen Fallrekonstruktion.

4 Einführung in die verwendete Methode

4.1 Biografieforschung als methodischer Ansatz

Bevor ich in den empirischen Teil übergehe, stelle ich kurz die Methode der biografischen Fallrekonstruktion vor, an welcher ich mich in meiner Arbeit orientiert habe. Dadurch wird nachvollziehbar, warum sie geeignet für meine Arbeit ist. Die Darstellung stellt zugleich den Schlusspunkt meiner Literaturarbeit dar. Ich möchte einen theoretischen Zugang zur Methode schaffen und erläutern, warum sie für meine Fragestellung relevant ist. In einem zweiten Schritt stelle ich das narrative Interview, welches für die Datenerhebung verwendet wird, sowie die Analyseschritte kurz vor. Die praktische Umsetzung erläutere ich im Rahmen der nachfolgenden Analyse am Anfang des jeweiligen Schrittes, damit die Verbindung zwischen Methode und empirischer Arbeit klar wird. An den Beginn möchte ich ein Zitat von Gahleitner und Pohn-Weidinger (2005) stellen, das auf den Punkt bringt, warum ich mich für diese Methode entschieden habe:

„Biografieforschung eröffnet die Möglichkeit, die Wirkung historischer Ereignisse auf Subjekte und deren Ver- und Bearbeitung im Laufe des Lebens differenziert darzustellen. Komplexe Verbindungen unterschiedlicher Erfahrungen und Ereignisse von Menschen in ihrem Leben werden beleuchtet und auf den ersten Blick nicht erkennbare Zusammenhänge herausgearbeitet. Eine fundierte Biografieforschung macht (soziale) Handlungen durch die Analyse ihrer Entstehungsbedingungen verstehbar und erklärbar.“ (ebd.: 175)

Biografien sind Lebensgeschichten, die in bestimmten sozialen Gefügen, Zeiten und Orten entstanden sind. Sie entstehen innerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse und werden innerhalb solcher auch gelesen und interpretiert. Damit können an ihnen Fragen zum Verhältnis von Gesellschaft und Einzelperson gestellt werden. „Sie umfassen den lebensgeschichtlichen Prozess der Internalisierung der sozialen Welt im Laufe der Sozialisation und der damit erfolgenden Einordnung biografischer Erfahrungen in den Wissensvorrat zur Orientierung in der Sozialwelt.“ (ebd: 176) Biografien legen das Fundament für subjektive soziale Wirklichkeit sowie für ‚Erfahrungs- und Erlebniswelten‘, welche sich je nach gesellschaftlichen Rahmenbedingungen modifizieren. Dadurch können sie anzeigen, in welchem Verhältnis Subjekt und Gesellschaft stehen (vgl. Rosenthal 1995: 12-13). Es geht dabei um individuelle Lebensgeschichten.

Das Erzählen einer Biografie sagt viel über die aktuelle Interpretation der Lebensgeschichte durch die_ den Erzählende_n aus. Das bedeutet, dass im Rahmen einer Biografieforschung sowohl etwas über die erlebte Geschichte als auch über die gegenwärtige Situation in der Interpretation der Erzählung (durch die_ den Erzählende_n) ausgesagt wird.

Erlebnis und Erzählung sind dabei alternierend konstituierend (vgl. Gahleitner/Pohn-Weidinger 2005: 181).

Es wird nicht nur etwas über die Prozesshaftigkeit der Lebensgeschichte im Rahmen der jeweiligen Sozialisation erzählt, darüber hinaus geht es um die sozial konstituierte „biographische Gesamtsicht“ (Rosenthal 1995: 12-13), also die „Einordnung der biographischen Erfahrungen in den Wissensvorrat und damit zur Konstitution von Erfahrungsmustern, die zur gegenwärtigen und zukünftigen Orientierung in der Sozialwelt dienen.“ (ebd.) Die „biographische Gesamtsicht“ ist ein „latent wirkende[r] Mechanismus“ (ebd.: 13), der nicht nur die Möglichkeit eröffnet, Informationen aus der Vergangenheit zu lukrieren, sondern auch einen Einfluss auf die Gegenwart und die Zukunft hat (vgl. ebd.) und dabei eine „latente Ordnungsstruktur“ (ebd.: 14) darstellt. Der biographischen Gesamtsicht sind die einzelnen thematischen Felder untergeordnet, denen vergangene, ähnliche Erlebnisse zugeordnet werden, da die thematische Nähe relevanter ist als die zeitliche oder räumliche (vgl. ebd.: 145-146). Die Perspektive der Gegenwart beeinflusst die Erinnerung an die Vergangenheit und gleichzeitig beeinflusst die Vergangenheit die Gegenwart und wie was erinnert werden kann (vgl. ebd.: 81).

„Die erzählte Lebensgeschichte konstituiert sich wechselseitig aus dem sich dem Bewußtsein in der Erlebenssituation Darbietenden (Wahrnehmungsnoema) und dem Akt der Wahrnehmung (Noesis), aus den aus dem Gedächtnis vorstellig werdenden und gestalthaft sedimentierten Erlebnissen (Erinnerungsnoemata) und dem Akt der Zuwendung in der Gegenwart des Erzählens. Erlebte und erzählte Lebensgeschichte stehen in einem sich wechselseitig konstituierenden Verhältnis.“ (ebd.: 20)

Das Wahrnehmungsnoema, das Wahrnehmbare, kann nie das Ganze, das noematische System, sein, das Wahrnehmbare in der jeweiligen Situation ist nie die ganze Situation. Allerdings kann von einem Teil auf ein Ganzes und umgekehrt geschlossen werden. Teile konstituieren sich immer in Bezug zum Ganzen sowie auf andere Teile. Kann in einem Teil die Struktur des Gesamten gelesen werden, ist es oftmals egal, was dem Ganzen hinzugefügt oder was weggelassen wird. Ändert sich aber der Kontext, kann sich auch das Noema ändern (vgl. ebd.: 27-31). Wird sich immer wieder an ein Erlebnis erinnert, kann es passieren, dass das Erinnerungsnoema dem Erlebnisnoema näherkommt, da der zeitliche Abstand nicht heißt, dass sich das Erlebnis immer stärker modifiziert, sondern, dass es sogar passieren kann, dass später Erlerntes das Erlebnis verständlicher macht oder dass psychologische Erinnerungsbarrieren, wie Verdrängung, wegfallen (vgl. ebd.: 83-84).

Der Beginn einer Handlung gibt die Möglichkeiten vor, wie diese sich weiterentwickeln kann (vgl. Rosenthal 1995: 39). Jedoch kann Erfahrung Wahrgenommenes neu ordnen und damit die Handlung je nach ‚Gegenwartsperspektive‘ anders gelesen werden (vgl. ebd.: 44). In der Gegenwart betten die Erzähler_innen ihre Erinnerungen in einen Kontext

ein (vgl. ebd.: 85). Damit entsteht ein Rahmen, welcher vorgibt, was gerade wie erinnert werden kann (vgl. ebd.: 85). Erzählen modifiziert das Erinnerungsnoema wiederum. Einerseits können Erinnerungen an Erlebnisse im Erzählfluss klarer werden, da über Ausformulieren und Detaillieren mehr aufgedeckt werden kann. Andererseits werden aber auch Verkürzungen vorgenommen, wenn eine Erzählung mit Anfang und Ende, ohne Widersprüche, formuliert werden will (vgl. ebd.: 87-88). Erzählungen verweisen dabei immer auf Themen, die in mehreren, unterschiedlichen Feldern eingebettet sein können, und Felder, die mehrere Themen umfassen können. Beide sind dabei voneinander abhängig. Das heißt, dass die Überschrift, unter welche die aktuelle Erzählung von der erzählenden Person gestellt wird, die Möglichkeiten einschränkt, in welchem Feld sie sich abspielt. Umgekehrt kann aber dasselbe Thema in einem anderen Feld ganz andere Implikationen haben und somit auch andere Einschränkungen, Möglichkeiten und Lesarten mit sich bringen. Thema und Feld beeinflussen und verändern sich also gegenseitig (vgl. ebd.: 52-53).

„Dazu bedarf es [Anm.: in der Forschung] einer thematischen Feldanalyse, die den Hintergrund einzelner Sequenzen der biographischen Selbstpräsentation aufdeckt. Diese wiederum setzt eine biographische Groß Erzählung voraus, da wir zur Rekonstruktion der thematischen Felder mehr als nur die Erzählung einer Geschichte brauchen. Wir benötigen die Erzählung mehrerer Geschichten vor dem Hintergrund eines vom Autobiographen – und nicht durch Fragen des Interviewers – geschaffenen thematischen Feldes.“ (ebd.: 98)

Erinnerungen unterliegen Modifikationen des Erlebnisses, es kommt zu einer „Überlagerung des Originals“ (vgl. Chassein/Hippler 1987: 454, zit. nach Rosenthal 1995: 72). Assoziationen in der Gegenwart können Erinnerungen auslösen, diese sind allerdings selektiv, da nicht alles erinnert werden kann. Wichtig ist dabei die Bedeutung, die von einer Person erinnert wird und Assoziationen auslöst. Ein Einflussfaktor ist dabei auch, inwiefern die momentane Gefühlslage mit jener in der erinnerten Situation korreliert. Zudem werden erst Muster der Erinnerung vergegenwärtigt und dann anhand dieser die einzelnen Elemente der vergangenen Situation rekonstruiert. Des Weiteren wird an strukturierte Erlebnisse erinnert und nicht so sehr an chaotische bzw. ganz neue Begebenheiten, welche nicht in die eigene Denkstruktur eingeordnet werden können. Ein weiterer Aspekt, der das Erinnern unterstützt, ist, dass das Erinnerte nicht Routine ist, sondern eine Unterbrechung dieser darstellt, indem sie zum Beispiel einen Ortswechsel mit sich bringt oder Ähnliches (vgl. Rosenthal 1995: 70-80).

Es wird auch nicht immer alles erzählt, woran sich erinnert wird. Jedoch kann das, was erzählt wird, mit anderen Erinnerungen, Argumentationen und Fremderzählungen ausgefüllt werden (vgl. Rosenthal 1995: 90). Ausgelassen werden im Prozess von Erinnerung zu Erzählung bspw. Teile, welche nicht erzählt werden können, da sie nicht verstanden werden, als inkonsistent gesehen werden, als peinlich oder schambehaftet empfunden werden, nicht kulturell erlaubt scheinen, verleugnet oder verdrängt wurden oder nicht zur

Intention der aktuellen Erzählung passen. Dazu zählen auch leibliche Erinnerungen, Gefühle, die nicht eingeordnet werden können, usw. Oft finden die Auslassungen trotzdem latent Eingang in die Erzählung (vgl. ebd.: 90). Aufgestockt werden Erzählungen, wenn von der erzählenden Person im Akt des Erzählens Widersprüche oder fehlende Aspekte bemerkt werden (vgl. ebd.: 91). Einfügungen in die Erinnerung können auch unbewusst erfolgt sein, bspw. über eine Perspektivenübernahme. Gerade bei Erlebnissen aus der Kindheit kann oft nicht unterschieden werden, was die eigene Erinnerung ist und was eine Perspektivenübernahme (vgl. ebd.: 91-92).

„Sowohl der Sinngebungsprozeß – durch Einbettung des Erlebten in den Erfahrungszusammenhang – als auch die jeweiligen Reorganisationen bei erneuter Thematisierung wie schließlich der sich in der Gegenwart der biographischen Selbstpräsentation konstituierende Erinnerungsrahmen basiert auf institutionalisierten Mustern und Regeln. Wie die biographischen Erfahrungen gedeutet und im Laufe der Zeit reinterpretiert werden, ist ebenso wie die Art und Weise ihrer Präsentation sozial konstituiert. Im Laufe der Sozialisation lernt man, welche Bereiche des Lebens in welchen Situationen erzählbar sind, welche besser verschwiegen werden und welche Darstellungsformen angemessen sind.“ (ebd.: 100)

Muster und Regeln rahmen die Erinnerungsmöglichkeiten. Dass sie institutionalisiert sind wird dadurch erkennbar, dass sie eine Institution darstellen, also gesellschaftlich verankert sind und geteilt werden. In der Erzählung kommt es zu einer Darstellung, in der diese Muster aktualisiert werden. Auf diese Muster zielt die soziologische Biografiefor schung ab. Daher sind in der Analyse vor allem die Teile der Interviews wichtig, in denen die Interviewten in einen ‚Erzählfluss‘ kommen. Im Gegensatz zu anderen Momenten der Erzählung wird hier nicht mühsam versucht, eine mögliche Differenz zwischen dem, was präsentiert werden will, und dem, wie etwas erlebt wurde, zu überwinden, da die eigene Dynamik der Erzählung vorherrscht (vgl. Rosenthal 1995: 120). Wie sich die Möglichkeiten der Selbstpräsentation sowie des thematischen Feldes in der Erzählung entwickeln, hat auch mit der Zuwendung zur Erzählung der im Moment stattfindenden Interaktion zu tun (vgl. ebd.: 139). Trotzdem ergibt sich der Zusammenhang einer Lebensgeschichte, den die Analyse erschließen will, allein dadurch, dass er von einem Individuum als solcher erfahren wird (vgl. ebd.: 132-133). Biografische Wendepunkte, wie entwicklungspsychologische Momente, Statusübergänge, soziale Typisierungen und als tiefe Einschnitte erlebte Momente, sind ordnende Aspekte in Lebensgeschichten (vgl. ebd.: 134). Auf diese Weise werden aber nicht nur „die Besonderheit eines Falles“, sondern darüber hinaus „Gesellschaftliches in seiner Entstehung und Veränderung im Handlungsvollzug und im Erleben“ (ebd.: 60-61) herausgearbeitet.

4.2 Narratives Interview und die biografische Fallrekonstruktion

An dieser Stelle möchte ich konkreter darauf eingehen, wie die Methode angewandt wird, um die Grundlage für die Analysekapitel zu schaffen. Für die Datenerhebung wird die Methode des ‚narrativen Interviews‘ nach Fritz Schütze gewählt. Nach einer zeitlich und thematisch sehr offenen, weit gefassten und autobiografisch orientierten Erzählauforderung, wird die zu erzählende Person beim Erzählen nicht unterbrochen. Erst nach der Hauptidezählung, der autobiografischen Anfangserzählung, folgt der ‚Nachfrageteil‘, in welchem erst mittels erzählgenerierenden und narrativen Nachfragen versucht wird, weitere Erzählflüsse auszulösen, um dann, im dritten Teil, weitere, erzählungsexterne Fragen zu stellen (vgl. Schütze 1983: 285, Rosenthal 1995: 187). Es ist wichtig „Raum zur Gestaltentwicklung“ (Rosenthal 1995: 193) zu geben, um sowohl die „lebensgeschichtlichen Erfahrungen [wie die] heutige Darbietung“ (ebd.) und die jeweiligen Bedeutungen für die interviewte Person zu erfahren (vgl. ebd.). Zusätzlich sind bei der Gesprächsführung die Unterstützung von „Erinnerungsprozessen“ und der „Verbalisierung heikler Themenbereiche“, „aufmerksames und aktives Zuhören“ sowie eine „Hilfestellung beim szenischen Erinnern“ wichtig (vgl. ebd.: 187).

„Das autobiographisch narrative Interview erzeugt Datentexte, welche die Ereignisverstrickungen und die lebensgeschichtliche Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers so lückenlos reproduzieren, wie das im Rahmen systematischer sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt möglich ist.“ (Schütze 1983: 285)

Es ist also wichtig, Erzählungen zu erhalten. In diesen können Regeln, welche in der Vergangenheit gewirkt haben, wiederaufkommen. Damit kann sich der Prozess der Erinnerung weiter an die vergangene Situation annähern (vgl. Rosenthal 2005: 51). In weiterer Folge wird angenommen, dass diese Prozesse in der Analyse ebenfalls nachvollzogen werden können.

Bei der Datenauswertung geht es in erster Linie um die „Rekonstruktion der Gestalt sowohl der erlebten wie der erzählten Lebensgeschichte“ (Rosenthal 1995: 208). Um diese Gestalt in ihrem sequenziellen Aufbau sowie die Entwicklung thematischer Felder greifbar zu machen, gibt es wichtige Punkte, die zu beachten sind: die Rekonstruktion mittels Abduktion, die Sequenzialität der zeitlichen und thematischen Struktur sowie die Kontrastierung „von erzählter und erlebter Lebensgeschichte“ (ebd.: 208-209).

Es geht um die Analyse der biografischen Selbstpräsentation, welche auf einem einheitlichen Regelsystem auf subjektiver Ebene basiert (vgl. Rosenthal 1995: 210). Nach der rekonstruktiven Analyse kann ein Typus gebildet werden. Dabei geht es aber nicht darum, diesen für mögliche Messungen von Quantität heranzuziehen. Jeder weitere Typus und auch die Überprüfung, ob andere Biografien in diesen Typus passen, kann immer erst ausschließlich nach einer Rekonstruktion stattfinden (vgl. ebd.: 211). Die Sequenzialität in der Analyse, also das Aufteilen des Materials in Sequenzen, die Schritt für Schritt re-

konstruiert werden, hilft die Prozesshaftigkeit sozialen Handelns zu entschlüsseln, da jedes Handeln auf Möglichkeiten basiert, die zwar oft vielfältig aber trotzdem determiniert sind (vgl. ebd.: 213). Selbiges gilt für die Erzählung, bei welcher der Beginn sehr breit sein kann, aber je nachdem, wie begonnen wird, bereits die Folgerzählung Einschränkungen der nachkommenden Möglichkeiten unterliegt (vgl. ebd.: 214). Deswegen gibt es in der Analyse getrennte Schritte zur sequenziellen Interpretation sowohl der erlebten wie der erzählten Lebensgeschichte, um beiden in ihren jeweiligen Logiken folgen zu können (vgl. ebd.: 215).

Beim ersten Auswertungsschritt, der Analyse der biografischen Daten, wird einerseits die „Rekonstruktion der Fallgeschichte“ vorbereitet und andererseits „eine Kontrastfolie für die Text- und thematische Feldanalyse“ kreiert (vgl. Rosenthal 1995: 217). Dabei wird der historische und regionale Kontext, in welchem sich die Biografie vorfindet, recherchiert, um gemeinsam mit den spezifischen Daten des einzelnen Falles, also jenen historischen und persönlichen Daten, die die_der Interviewte erzählt, eine Zusammenstellung des erlebten Lebens zu erreichen (vgl. Rosenthal 2005: 55-56). Im zweiten, der Text- und thematischen Feldanalyse, wird auf die Präsentation der Erzählung, die Auswahlmechanismen der Sequenzen sowie die zeitliche und inhaltliche Verbindung der Geschichte geachtet (vgl. Rosenthal 1995: 217-218). Im dritten Schritt, der Rekonstruktion der Fallgeschichte, werden die beiden vorherigen Schritte miteinander in Verbindung gebracht, um die individuelle Geschichte offenzulegen. In einem vierten Schritt werden die biografischen Daten mit den Bedeutungen der erzählenden Person kontrastiert (vgl. ebd.: 220). Zusätzlich wichtig für die Analyse sind noch Feinanalysen einzelner Textstellen (vgl. ebd.: 216), welche sequenziell die Rekonstruktion von Bedeutungen durch die Vertiefung in einzelne Textstellen ermöglichen.

Vor dem eben dargestellten Hintergrund habe ich meine folgende Analyse vorgenommen. Das Explizieren der einzelnen Schritte, möchte ich in Verbindung mit meinen Daten vornehmen. In diesem Kapitel ging es um die methodologische Basis, auf welcher die Umsetzung folgt.

5 Analyse

Die empirische Analyse dient der Beantwortung meiner Fragen „Welche biografischen Zusammenhänge führten dazu, dass Slowenisch sprechende Menschen in Koroška/Kärnten ihre Erstsprache nicht an die nachfolgende(n) Generation(en) weitergaben?“ sowie „Welche biografischen Erfahrungen machten Kärntner Slowen_innen, die ihre Sprache nicht an die nachfolgende Generation weitergaben?“. Insgesamt habe ich acht narrative Interviews mit Personen geführt, die in Koroška/Kärnten leben, mit ihren Kindern nicht Slowenisch gesprochen haben und mittlerweile Enkelkinder haben (nähere Informationen zu den Interviews folgen an den entsprechenden Stellen weiter unten im Text).

In den nächsten Kapiteln geht es darum, wie ich die methodologischen Vorannahmen umgesetzt habe, konkret um die Gestaltung meines Feldzuganges, mein Sample, die Auswahl des Interviews für die Transkription und zur biografischen Fallrekonstruktion. Daraufhin folgt Schritt für Schritt die biografische Fallrekonstruktion eines Interviews mit der Analyse der biografischen Daten, der thematischen Text- und Feldanalyse, Feinanalysen von zwei ausgewählten Stellen, die Rekonstruktion der Fallgeschichte sowie eine Kontrastierung der erzählten mit der erlebten Lebensgeschichte. Ich werde dabei einen Typus des gewählten Falles herausbilden. Im Anschluss werde ich kurz auf die anderen Interviews eingehen, um sie dann miteinander zu vergleichen. Dies ermöglicht das Explizieren möglicher weiterer interessanter Punkte und das Aufzeigen, wie vielseitig sich die verschiedenen Antwortmöglichkeiten gestalten.

5.1 Feldzugang und Sample

Meine Fragestellung, die Nicht-Weitergabe der slowenischen Sprache in Koroška/Kärnten, gab die Auswahl an Interviewpartner_innen zu einem gewissen Maße vor. Ich suchte nach Leuten, welche mit Slowenisch als Erstsprache aufgewachsen waren, mit ihren eigenen Kindern jedoch nicht Slowenisch gesprochen hatten. Obwohl das auf viele Familien in Južna (Avstrijska) Koroška/Südkärnten zutrifft, war unklar, ob Personen vor dem Hintergrund der Fragestellung bereit wären, narrative Interviews zu geben. Meine Sorge war, dass die Fragestellung als Vorwurf aufgefasst werden könnte oder zu dieser Frage niemand Stellung beziehen wollen würde. Ich begann in meiner Familie nachzufragen, da das Interesse an dem Thema, wie in der Einleitung ausgeführt, einen starken Bezug zu meiner eigenen Familiengeschichte hat. Auf diesem Wege wurden mir Interviewpartner_innen vermittelt, welche meine Familie kannten, aber nicht mich.

Um das Sample noch zu erweitern, bat ich einen Pfarrer der Region um Unterstützung. Er fungierte gewissermaßen als Gatekeeper. Wie sich in der folgenden Analyse zeigen wird, ist es angesichts der spezifischen Rolle der Kirche in Koroška/Kärnten hinsichtlich der Sprachweitergabe wenig überraschend, dass dieser Feldzugang erfolgreich war. Der Pfarrer konnte Kontakt zu weiteren Interviewpartner_innen herstellen, welche die Auswahlkriterien erfüllten. Dieser persönliche Zugang sollte sich in weiterer Folge aus mehreren Gründen als förderlich herausstellen. Da die Interviewpartner_innen den vermittelnden Personen (Familienmitgliedern sowie dem Pfarrer) vertrauten, verstanden sie die Motivation der Arbeit auch als Neugierde der Enkel_innengeneration, die sich mit örtlicher und zeitlicher Distanz dem Thema widmet. So entstand eine Gesprächsatmosphäre, die angesichts der Fragestellung und des Zugangs sowohl für die Interviewten als auch für mich überraschend gelöst und vertrauensvoll war.

Meine Interviewpartner_innen machten zum ersten Mal Erfahrung mit einem narrativen Interview. Nicht nur deswegen bin ich ihnen sehr dankbar dafür, dass sie ihre Geschichte mit mir teilten und sich darauf eingelassen haben. In allen Fällen dauerten die Gespräche länger als die aufgezeichneten Interviews. Jedes Interview ist für sich und für mich ein wertvoller Datenschatz. Daher war die Auswahl nur eines Interviews, die ich aufgrund der limitierten Möglichkeiten im Rahmen einer Masterarbeit treffen musste, nicht einfach. Aus diesem Grund widme ich der Interviewauswahl ein eigenes Kapitel.

5.2 Interviewauswahl

Die Interviewauswahl fiel mir schwer, denn jedes Interview für sich beinhaltet interessantes Material sowie unterschiedliche und vielfältige Aspekte. In manchen Punkten überschneiden sich Argumentationen, aber sowohl in der Gesprächsführung, im Setting sowie in den individuell beschriebenen Begründungen in Bezug auf Sprachgebrauch gab es viele Unterschiede und Facetten. Eigentlich konnte ich mich bis zum Schluss nicht entscheiden und am liebsten hätte ich alle analysiert. Nur leider ist der Rahmen einer Masterthesis zu klein dafür. Daher habe ich mich entschieden, dass ich mit einem Interview beginne und an jenem die biografische Fallrekonstruktion weitestgehend durchführe. Im Anschluss an diese Analyse möchte ich weitere Interviews zum Kontrast heranziehen und mit Hilfe dieser, überschneidende und widersprechende Punkte, zumindest auf der manifesten Ebene, herausstreichen.

Ich habe acht Interviews geführt. Die Interviews hatten eine Länge zwischen 45 Minuten und 2 ½ Stunden Aufnahmezeit – insgesamt dauerten die Gespräche zwischen 1 ½ und 4 ½ Stunden. Die Interviewpartner_innen sind zwischen 1932 und 1949 geboren. In vier

Gesprächen waren Erinnerungen an den zweiten Weltkrieg, als relevante historische Phase in der Frage des Gebrauchs von Slowenisch, Teil der Erzählungen. Alle Interviewten haben Kinder und Enkelkinder. Häufig angesprochene Themen waren Gründe für die Entscheidung, Slowenisch weiterzugeben oder nicht weiterzugeben (aufgrund der Ehepartner_innen oder um die Kinder zu schützen), der Nationalsozialismus und der 2. Weltkrieg, Essen, (slowenische) Lieder und Singen, Schule, zweisprachiger Unterricht sowie das gesamte Schulsystem, Tourismus und deutschsprachige Gäste, Dialektwörter und Begriffe, Flur- und Hausnamen, ‚Windisch‘, 70er Jahre, Ortstafelkonflikt, slawische Sprachen, Grenzgebiet, Kirche und Sprache, die Sprache als Konfliktfeld, die eigene Rolle in dem Konflikt (oft durch Heraushalten) und ‚Kultur vs. Gesinnung‘.

In allen Interviews stand am Beginn eine große Unsicherheit der Interviewpartner_innen. Sie wussten nicht, was sie erzählen sollten. Ein Interview wurde ab der Hälfte mit zwei Personen geführt, da eine weitere Person hinzugezogen wurde. Bei zwei weiteren Interviews waren teilweise auch weitere Personen anwesend (weil die Interviewpartner_innen Angehörige pflegten). Interessant fand ich dabei, dass dies einen positiven Einfluss auf die Erzähldynamiken hatte, da sich gegenseitig beim Erinnern unterstützt wurde und der Austausch darüber, wie die jeweiligen Situationen in der Erinnerung verankert sind, weitere Erinnerungen anregte.

Das erste Interview, welches ich zum Analysieren ausgewählt habe, ist ein Interview mit einem Mann, welcher nach dem zweiten Weltkrieg geboren wurde. Ich habe mich dafür entschieden, da es das Interview war, bei welchem mir in der Kontaktaufnahme am meisten Skepsis entgegengebracht wurde. Vor Ort gestaltete sich die Situation allerdings ganz anders. Das Interview begann mit einer langen Einstiegserzählung von 26 Minuten, mit nur einer kurzen Nachfrage bei Minute 21. Das aufgezeichnete Interview dauerte fast 1 ½ Stunden. Die Transkription wurden gemäß der im Anhang erläuterten Transkriptionsregeln durchgeführt. Da Sprache Thema der Fragestellung ist, war es mir wichtig, bei der Wahl einzelner Worte so genau wie möglich auf die Feinheiten zwischen Mundart und Schriftsprache einzugehen. Während der biografischen Fallrekonstruktion notierte ich Punkte, die für den Vergleich mit den anderen Interviews heranzog. Nun folgt die Analyse des Interviews.

5.3 Analyse der biografischen Daten

Für die Analyse der biografischen Daten wurden diese zuerst aus den Interviews extrahiert. Das heißt, die erwähnten historischen Momente, Jahreszahlen oder Zeitspannen wurden herausgefiltert. Diese Ereignisdaten brachte ich in eine chronologische Reihenfolge und verband sie mit Daten aus meiner Literaturrecherche, welche für den Kontext des erlebten Lebens von Bedeutung waren oder sein konnten. Genauere Ausführungen zu den einzelnen Daten, die nicht nur das Leben des Interviewten betreffen, sowie Quellenangaben für weitere Informationen, sind im Kapitel zum historischen Kontext zu finden. Nachdem die Daten sich in einer Chronologie befanden, interpretierte ich mit einer zweiten Person, die das Material noch nicht kannte, Datum für Datum. Dabei wurde darauf geachtet, was dieses thematisiert und bedeutet, sowie Anschlussoptionen, also Folgehypothesen, formuliert. Dies beinhaltet die Frage, was als nächstes im erlebten Leben innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen passieren kann. Mittels ständiger Verifizierung und Falsifizierung gelangt man zu einer Strukturhypothese. Da dieses Resümee das Ziel ist und die Analyse mehrere Seiten in Anspruch nimmt, fasse ich hier die manifesten, erzählten biografischen Etappen kurz zusammen. Dadurch wird transparent, wie es überhaupt zur Strukturhypothese gekommen ist, die im Anschluss formuliert ist.

Die Eltern des Interviewpartners lernten sich nach dem zweiten Weltkrieg kennen und erbten einen Hof in der Region, in welcher der Interviewte lebte. Er wuchs mit der Landwirtschaft auf. Sie waren vier Kinder und zu Hause wurde immer Slowenisch gesprochen. Zur gleichen Zeit wurden Gebietsansprüche Jugoslawiens auf Teile von Koroška/Kärnten vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges von den Westalliierten nicht unterstützt. Die Tätigkeit von slowenischen Vereinen in Koroška/Kärnten nahm ab und die Entnazifizierung wurde nicht weitergeführt. Spätestens 1952 wurde der Tourismus in Koroška/Kärnten relevant. Ein wesentlicher Faktor war, dass in Celovec/Klagenfurt regulärer Flugverkehr, vor allem zu deutschen Destinationen, aufgenommen wurde und einige Regionen Platz in großen, deutschen Reisekatalogen fanden. Da sich die Wirtschaft in den 1950er Jahren gut entwickelte, stiegen die Übernachtungszahlen vor allem im Sommertourismus (vgl. Marktgemeinde Finkenstein 2005: 230-232). Auch die Familie des Interviewten empfing Sommergäste und die Landwirtschaft wurde nun auch Tourismusbetrieb. Die „Sommerfrischler“ waren in erster Linie deutschsprachig, weswegen es im Sommer zu viel Kontakt mit dieser Sprache kam. 1955 war die Unterzeichnung des Staatsvertrags mit dem darin enthaltenen Artikel 7 (genauer siehe historische Daten).

Deutsch lernte der Interviewte in der Volksschule. Während seiner Schulzeit gab es viele Änderungen in Bezug auf slowenischsprachigen Unterricht. 1957 wurde das slowenische Gymnasium gegründet. Auch wenn es dafür noch kein eigenes Gebäude gab, wurde damit die Möglichkeit, höhere Bildung in slowenischer Sprache zu erlangen, geschaffen. 1958 wurde der Abmeldeerlass für den zweisprachigen Unterricht verfügt und 1959 der Anmeldeerlass für die Schulen in der Region, in dem das Minderheitenschulwesen Anwendung findet (mehr dazu und genauer beschrieben im Kapitel zum historischen Kontext). Um das slowenische Gymnasium besuchen zu können, wohnte er in dieser Zeit im Internat.

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-65) wurde in verschiedenen Sprachreformschritten die Liturgiesprache der Kirche in der Volkssprache erlaubt¹³. Das führte zu Spannungen im zweisprachigen Gebiet bezüglich des zweisprachigen Gottesdienstes. Der Interviewpartner war als Kind Ministrant. Nach vier Jahren Gymnasium schloss er eine Bürolehre in einer Stadt in der Region ab. Nach dem Bundesheer arbeitete er wieder in einer Stadt in der Region. Er heiratete jung und wurde Vater zweier Kinder.

1972 wurde einerseits das Gesetz über die zweisprachigen Ortstafeln erlassen, das den Ortstafelsturm zur Folge hatte. Andererseits wurde von der katholischen Kirche, genauer von der Diözesansynode (einem Beratungsgremium des Bischofs), die Verwendung beider Sprachen in kirchlichen Ämtern und zweisprachigen Pfarren beschlossen (vgl. Rumppler 1998: 766). 1976 wurde das Volksgruppengesetz beschlossen und 1988 das Minderheitenschulgesetz geändert. Aufgrund der Lage als Grenzregion waren für Lebensverläufe außerdem die Gründung des Staates Slowenien 1991 sowie dessen Beitritt zur EU 2004¹⁴ und zum Schengen Abkommen 2007 relevant¹⁵. Ab Mitte der 90er Jahre bekam er Enkelkinder, die alle zweisprachig aufwachsen.

13 Siehe http://www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19631204_sacrosanctum-concilium_ge.html (Zugriff am 16.08.2016)

14 Siehe <http://www.ukom.gov.si/fileadmin/ukom.gov.si/pageuploads/dokumenti/Publikacije/facts-german.pdf> (Zugriff am 16.08.2016)

15 Siehe http://ec.europa.eu/dgs/home-affairs/e-library/docs/schengen_brochure/schengen_brochure_dr3111126_de.pdf (Zugriff am 16.08.2016)

5.3.1 Strukturhypothese

In der Analyse zeigten sich in Bezug auf die Weitergabe von Slowenisch als Erstsprache Aspekte von Region und Regionalität als entscheidend. Zudem war die Frage, in welcher Lebensphase welche Sprache die funktionale und/oder normierte ist, prägnant. In den unterschiedlichen Lebensabschnitten wurden die Sprachen unterschiedlich bewertet, wobei relativ früh Slowenisch als konflikthaft und Sanktionierungsmöglichkeiten als alltäglich möglich erlebt wurden.

Bereits innerhalb der biografischen Datenanalyse zeigte sich, dass Region, gerade auch in Verbindung mit der Verwendung von Sprache, eine wichtige Rolle spielte. Das wurde deutlich durch das offensichtlich vorhandene Wissen darüber, aus welchen Regionen die Eltern kamen und wie deren Mobilitätsgeschichte von Statten ging. So kamen sie über unterschiedliche Zusammenhänge an den Hof, welchen sie übernahmen und an dem sie ihre vier Kinder großzogen. Die interviewte Person war bereits als Kind nicht nur in den familiären Betrieb, sondern auch in gemeinschaftliche Strukturen außerhalb der Familie eingebunden, was sich bis in die Gegenwart durchzieht. Aus mehreren Gründen war aber das Verhältnis zu regionalen Strukturen, wie ehrenamtliches Engagement oder die Teilnahme im alltäglichen Miteinander, ein ambivalentes. Das zeigte sich über die Wichtigkeit von Region einerseits, aber die Bezugnahme auf Überregionalität andererseits. Sowohl im Sport wie über die Kirche waren es vor allem überregionale Vereine, die Aufmerksamkeit erlangten. Zudem war Mobilität wichtig, um die slowenische Sprache zu pflegen, da es nur ein slowenisches Gymnasium in Koroška/Kärnten gibt. Somit verband sich die Bedeutsamkeit der Region mit der Notwendigkeit aus der Region hinauszugehen. Mit dem Einstieg in ein Berufsleben, bei welchem Slowenisch bereits beim Aufnahmegespräch als Fremdsprache eingetragen und daher Deutsch als Normsprache festgelegt wurde, wurde mit dem Versuch, überregional die Regionalität zu behalten, gebrochen. Das heißt, schien bis zum Berufseinstieg die Überregionalität zur Weiterführung der Sprache wichtig, wurde dieser Aspekt mit der Annahme einer Arbeit in einer Stadt außerhalb der Region rückläufig.

Obwohl Deutsch und Slowenisch als Gegensätze formuliert wurden, schaffte es der Interviewte, sich nicht in diese Kategorien einzuordnen. Strukturell deutete alles auf eine klare Trennung der Sprachen, zumindest im öffentlichen Raum, hin, verbunden mit der Notwendigkeit zum Rückzug auf eine Sprachgruppe. Das wurde auch in der Schuldebatte, mit der Entwicklung vom verpflichtenden Slowenischunterricht für alle Kinder im zweisprachigen Gebiet über den Abmeldeerlass zum Anmeldeerlass ersichtlich, welcher einem klaren Bekenntnis zum Slowenischen als politischer Kategorie, nicht unbedingt als (gleichwertiger) Sprache, gleichkam. Der Interviewpartner blieb weiterhin im zweisprachigen Unterricht, obwohl Slowenischunterricht nicht mehr die Norm war und ein Stigma

bedeuten konnte. Dass seine Eltern ihn trotzdem anmeldeten, deutet auf einen gesicherten Status hin, welcher nicht durch deutsche Dominanz und Stigmatisierung über die Sprache ins Wanken geriet. Auch das sie ihn ins slowenische Gymnasium schickten, zeugt davon, dass für die Eltern Slowenisch weiterhin die normale und die Familiensprache war. Deutsch wurde als Zweitsprache oder Fremdsprache (Unterrichtsgegenstand im Gymnasium) beschrieben. Die Schwierigkeit, welche Sprache wann und wo die Norm darstellte, könnte zu einer Verunsicherung in der Selbstidentifizierung führen.

Während der Analyse schienen viele Hypothesen und Gegenhypothesen selbst in ihrer Widersprüchlichkeit kompatibel. Viele Aspekte seines Lebens stellten theoretische Kategoriegrenzen, wie Selbsteinteilungen in Gruppenzugehörigkeiten oder die Einordnung vom beruflichen Status, in Frage und wirkten uneindeutig, bzw. zeigten auf, wie komplex sich Fragestellungen innerhalb einer einzigen Biografie entwickeln können. Die Funktion von Deutsch änderte sich in der Biografie des Interviewten. Deutsch war zuallererst die Sprache der Urlauber_innen, der Gäste im Sommer und damit eigentlich eine fremde Sprache. An diesem Punkt vollzog sich auch der erste Kontaktpunkt zur Frage des Umgangs der Verwendung unterschiedlicher Sprachen. „Wirklich Deutsch“ gelernt hat er erst in der Volksschule, wo die Frage zum Konflikt und Slowenisch dabei als Mangel verstanden und mit Scham belegt wurde. Das änderte sich mit dem Hinausgehen aus der Region wieder insofern, als dass eine Schule besucht wurde, in der Slowenisch die Norm darstellte. Im Berufsalltag wurde Deutsch dann zur dominanten Funktionssprache. Slowenisch wandelte sich in der Funktion von der Familiensprache über die Bildungssprache zur Fremdsprache und am Schluss der Biografie wieder zur Familiensprache. Deutsch wurde im Laufe der Biografie, vor allem aber während der Adoleszenz, immer mehr zur eigenen Sprache des Interviewten. Erst mit den Familiengründungen seiner Kinder änderte sich dies wieder etwas.

Wesentlich für die Pflege einer Sprache ist die Verwendung und dabei hilft die Involvierung in regionale Strukturen. Dabei zeigte sowohl die Literaturrecherche für die Rahmung der Arbeit wie auch die Interviews, dass es in Koroška/Kärnten nicht kompatibel zu sein schien, sich sowohl in mehrheitlich deutschsprachigen wie in mehrheitlich slowenischsprachigen Räumen gleichzeitig zu bewegen. Da sich der Interviewpartner nicht in dezidiert deutsch- oder slowenischsprachigen Vereinen betätigte, entzog er sich dem vermeintlichen Bekenntnis zu einer Seite. Aus der Literaturrecherche wurde ersichtlich, dass Vereinstätigkeiten innerhalb einer zugeordneten Sprachgruppe nicht einfach nur Sprechen bedeuteten, sondern gesellschaftlich und strukturell mit einem politischen Bekenntnis gleichgesetzt wurden. Dieses vermeintliche Bekenntnis wurde vor allem bei einer Teilnahme in Vereinen oder Tätigkeiten, bei denen in (semi)öffentlichen Räumen Slowenisch gesprochen wurde, unterstellt. Mit dem Versuch der Nicht-Involvierung passte sich der Interviewpartner sprachlich dem dominanten Umfeld an und versuchte sich einer politi-

schen Komponente zu entziehen. Die Diskrepanz zwischen der rechtlichen Lage, die durch unterschiedliche Gesetze geregelt und bekannt war, und dem tatsächlichen Umgang mit Slowenisch, der sich einschränkender gestaltete als die gesetzlichen Rahmenbedingungen es explizit machten, verstärkten die Ambivalenzen im Umgang mit der eigenen Sprache. Der Rechtsstaat als Institution schien weniger wichtig zu sein als lokale Machtverhältnisse. Gerade der Gedankengang, dass die Verschriftlichung von Geboten und Verboten in institutionalisierter Weise, wie dies bei Gesetzen der Fall ist, zumeist eher den Handlungsspielraum einschränken als ihn erweitern, zeigt die Absurdität, dass dies im Fall der slowenischen Sprache in Koroška/Kärnten nicht die ‚äußere Grenze‘ darstellte. Viel mehr lief der Alltag von dieser entfernt ab und hatte damit einen diskursiven Einfluss auf individuelle Handlungsspielräume.

Der Interviewpartner ging in das slowenische Gymnasium, was einerseits die Möglichkeit eines Bildungsaufstiegs in Verbindung mit der slowenischen Sprache bedeutete, andererseits aber wieder das Erlebnis der Andersartigkeit mit sich brachte. Dafür musste er ins Internat wechseln. Das führte zu Kontakten mit anderen slowenischsprachigen Kindern aus unterschiedlichen Regionen. Um Slowenisch, welche als Familiensprache angesehen wurde, weiterhin reden und sich in dieser weiterbilden zu können, gingen die Kinder von der Familie weg ins Internat. Damit wurde der Zugang zu gymnasialer Bildung in der nicht dominanten Sprache erschwert. Das Schulgebäude musste zudem mit einem deutschsprachigen Gymnasium geteilt werden, die slowenische Schule fand ausschließlich am Nachmittag statt. Die slowenischsprachige Bildung wurde damit nachgereiht, sie war die nicht normale Sprache. Zudem wurde eine räumliche Trennung der Sprachen über die Uhrzeit vollzogen, eine gemeinsame Freizeitgestaltung der unterschiedlichen Schüler_innen damit verunmöglicht. Es gab, abgesehen beim Queren am Schulweg, keinen Kontakt zwischen slowenischsprachigen und deutschsprachigen Gymnasiast_innen.

Der Interviewpartner begann nach dem Gymnasium mit einer Lehre. Die spätere offizielle Arbeitssprache des Interviewten war Deutsch, Slowenisch wurde bereits bei Berufsantritt als Fremdsprache eingetragen, sowohl beim Bundesheer wie auch in der Dienststelle. Das bedeutete, dass sich ein großer Teil des Alltags mehrheitlich in deutscher Sprache gestaltete. Zudem stellte es einen Bruch mit der Familien- und Schulsprache dar. Das offizielle, außerfamiliäre soziale Umfeld veränderte sich und wurde tendenziell deutschsprachig. Die Erstsprache wurde nicht als solche anerkannt, sondern als fremde, nicht als normale, konstruiert. Deutsch wurde über die Institutionen Bundesheer, öffentlicher Dienst und Schule als Staatssprache repräsentiert.

Nach einer jungen Eheschließung und der Geburt von zwei Kindern übernahm den Hauptteil der Erziehung die Ehefrau, welche Deutsch mit den Kindern sprach, da dies ihre erste Sprache war. Auch er sprach mit seinen Kindern Deutsch, weswegen Deutsch nun

die vorhergehende Familiensprache ablöste. Das soziale Leben mittels Engagement in Vereinen war dem Interviewten wichtig. Des Weiteren war für ihn die Kirche als stabiler Fixpunkt bedeutend. Diese geriet aber über die Liturgiesprachreformationen, als Latein verdrängt wurde und in den zweisprachigen Regionen daraufhin die Gottesdienste in zwei Sprachen gehalten wurden, ins Konfliktfeld. Damit wurde ein weiteres Spannungsfeld geöffnet, welches die Struktur des alltäglichen Lebens (mit)bestimmte. Es gab kaum noch Rückzugsräume aus diesem Streitfeld.

Fragen der Markierung von Zweisprachigkeit im öffentlichen und rechtlichen Raum stellten sich vor allem in den 70ern in staatlicher und kirchlicher Sphäre. Ortstafeln stehen dabei als Schilder und als Symbole immer in der Öffentlichkeit. Kirche ist ein halböffentlicher Raum, welcher auch umgangen werden kann, und Boykotte waren weniger offensichtlich. Hier wurde die Zweisprachigkeit auch nicht verdrängt. Gerade das Ignorieren eines Bundesgesetzes stellte die Frage, wie bereits oben erwähnt, bei wem symbolische und bei wem reale Macht liegen. Dadurch gewannen regionale Machtpositionen an Bedeutung und lokale Repressionen konnten von Individuen stärker befürchtet und wahrgenommen werden. Das Abhängigkeitsgefühl, in dem Fall vom Deutschen, konnte dabei steigen, um möglichen Repressionen gar nicht begegnen zu müssen. Die Region wurde als Machtraum gestärkt und um sie nicht verlassen zu müssen, ordnete man sich ihr unter. Der Moment der Anrufung über eine Sprache wurde somit noch prägnanter. Damit wurde das Sprechen einer Sprache, wie man angesprochen wird, was man spricht und wie man anspricht, zu der Frage, wie man gesehen und identifiziert wurde und sich in weiterer Folge selbst identifizierte und präsentierte.

Das führte zur Unsicherheit in der Verwendung von Slowenisch und die Sprache wurde weiter in den privaten und halböffentlichen Raum (Vereine, Kirche) oder ganz aus dem Alltag gedrängt, da im Zweifel alle Deutsch verstanden und damit negative Kommentare vermieden werden konnten. Die Gegenstrategie wäre, dass sich Sprecher_innen der slowenischen Sprache trotz der gegenseitigen Bekanntheit in dörflichen Strukturen dem Druck widersetzen. Slowenisch war etwas, was man nicht einfach konnte, sondern was man war. Entweder man war Deutsch oder Slowenisch. Es war nicht möglich, beides zu sein. Man konnte nicht das eine oder das andere sprechen. Du warst eine Sprache. Mitgedacht werden musste, dass es aufgrund der ländlichen Region latent präsent war, dass es zu weiteren Konfrontationen im Alltag und im Zusammenleben kommen konnte. Um ein weiteres Zusammenleben zu ermöglichen, wurde die Strategie des Ignorierens der Konflikte zu einer wichtigen Handlungsmöglichkeit. Die Kirche als große Institution fungierte als Rückzugsort für Zweisprachigkeit. Allerdings polarisierte die Kirche aufgrund dessen, dass die Konfliktlinie zwischen einsprachig Deutsch und zweisprachig gezogen wurde. Somit wurde der Kirchgang politisch, denn in die Messe zu gehen bedeutete auch, sich entweder zu Slowenisch zu bekennen oder zumindest kein Problem damit zu haben.

Über das Volksgruppengesetz und den Beschluss über die Erhebung der Muttersprachen, entgegen dem Willen der slowenischsprachigen Vertreter_innen, wurde eine scheinbar neutrale Erhebung zu einer Repressionsmaßnahme. Für einzelne Personen bedeutete dies eine weitere Verpflichtung zur Entscheidung und damit zum Bekenntnis zu einer Sprachgruppe. Mit dem Hintergrund der repressiven Stimmung gegenüber der slowenischen Sprache war das für viele Betroffene eine schwierige Situation.

Durch den Zerfall des kommunistischen Jugoslawiens, wodurch Slowenisch eine eigene Staatssprache wurde, und dem Beitritt zur EU, wodurch Slowenisch eine EU-Amtssprache wurde, erfuhr die Sprache gewissermaßen eine Aufwertung. Zudem bekamen Regionen mehr Bedeutung, auch wenn sie sich nicht an nationalstaatliche Grenzen hielten. Allerdings wurde durch die Präsenz von anderen politisch relevanten Themen, Probleme, Konfliktfelder und Fragen in Bezug auf den Gebrauch von marginalisierten Sprachen unsichtbar gemacht. Die scheinbar entspanntere Stimmung zeigte, wie im Fall des Interviewpartners, dass die Enkelkinder wieder zweisprachig aufwachsen konnten. Es gab weniger repressive Konsequenzen für Familien, welche die Sprache Slowenisch (mit)wählten. Slowenisch wurde wieder, aber nicht nur, zur Familiensprache.

Nicht-Slowenisch-Reden war keine aktive Weigerung, sondern den Umständen geschuldet. Es war strukturell leichter, Deutsch zu sprechen. Die mögliche Abwälzung der Begründung auf die Partnerin passierte retrospektiv bei der Suche nach individuellen Gründen bzw. weil es keinen bewusst gewählten Grund zu geben schien. Die veränderte politische Situation führte dazu, dass die Kenntnis der slowenischen Sprache als Vorteil gesehen werden konnte, da es als zusätzliche Sprache galt. Einerseits eröffnete es Märkte in Ländern mit slawischen Sprachen und damit Berufsmöglichkeiten, andererseits stellte es aufgrund des Prestigegewinns kein Stigma mehr dar, Slowenisch zu sprechen.

Im Anschluss an die biografische Datenanalyse wurden Folgehypothesen zum erzählten Leben gebildet. Die Fragen, die sich dabei stellten, waren: Wie wird sich der Interviewte im Interview und gegenüber der interviewenden Person, also mir, präsentieren und sein Leben thematisch aufschichten? Welche thematischen Felder und welches Präsentationsinteresse sind wahrscheinlich? Der Interviewpartner wird sich als abwiegende, nicht dezidiert Stellung beziehende Person präsentieren. Es wird keine direkten Angriffe geben, sondern versucht werden aus einer Außenperspektive über Konflikte zu erzählen. Sobald es klar ist, welche Sprache gesprochen wird, kann er sich dem anpassen. Er wird versuchen, sein Leben thematisch so aufzuschichten, dass am Ende keine Brüche dastehen, sondern gezeigt wird, wie gut alles funktioniert hat. Der Schwerpunkt wird dabei auf der Familie und der regionalen Einbettung liegen, beides mit einem durchaus positiven Resümee. Die Perspektive, aus welcher er zurückblicken wird, wird eine durchwegs optimistische sein. Spätestens mit den Enkel-

kindern zeigt sich, dass kaum Fehler passiert sind. Das Präsentationsinteresse der Interviewerin gegenüber könnte sein, dass er immer sehr ausgeglichen war und sich seine Entscheidungen letzten Endes als passend rausgestellt haben. Selbst jene der Nicht-Weitergabe der slowenischen Sprache an die Kinder hat darin geendet, dass es Kinder und Enkelkinder können. Er wird versuchen darzustellen, dass es zwar früher Probleme gab, dies aber jetzt nicht mehr aktuell sind. Die erzählerische Gestaltung seiner Biografie wird sich mehr auf die Freizeit als auf die berufliche Laufbahn beziehen. In der Analyse der biografischen Daten haben sich vier thematische Felder für die biografische Gesamtpräsentation aufgedrängt: Regionalität, Status, Ambivalenz und Sprache scheinen die dominanten Themenfelder im Interview zu sein.

5.4 Thematische Feld- und Textanalyse

Der zweite Analyseschritt hat das Ziel, thematische Felder sowie ein Präsentationsinteresse zu explizieren. Es geht also um die erzählte Lebensgeschichte. Dafür wird zuerst das Transkript in Sequenzen geteilt. Aspekte, die für die Teilung relevant sind, sind Themenwechsel, Textsortenwechsel (bspw. Erzählung, Argumentation, Beschreibung) und Sprecher_innenwechsel¹⁶. Daraufhin wird Sequenz für Sequenz, auf der Basis von leitenden Fragen (z.B.: Welche Antwortmöglichkeiten oder Folgeerzählmöglichkeiten hat die erzählende Person? Welche Themen werden an welchen Stellen wie (Länge/Kürze, Textsorte) behandelt und welche nicht?) rekonstruiert, was die möglichen thematischen Felder sind und was das Darstellungsinteresse ist. Es geht also bei diesem Schritt darum, Regeln der Selbstpräsentation und Mechanismen der Themenwahl herauszufiltern (vgl. Rosenthal 1995: 218-219). Mein Interviewtranskript habe ich dafür in 120 Sequenzen geteilt. Die 35 ersten stellten dabei die Einstiegserzählung dar, alle weiteren generierten sich aus den Nachfrageteilen. Für die Analyse der Einstiegserzählung habe ich eine weitere Person zur Hilfe gezogen, um mich nicht von meinem eigenen Material und den daraus bereits gezogenen Hypothesen zu sehr einschränken zu lassen und dabei Möglichkeiten oder wichtige Aspekte zu übersehen. Die Einstiegserzählung ist der Teil, in dem der Interviewte ohne Unterbrechung seine Prioritäten setzen kann. Zuerst möchte ich die Ergebnisse der sequenziellen Analyse der Einstiegserzählung zusammenfassen. Danach gehe ich kürzer auf die restlichen Sequenzen ein, mit besonderem Augenmerk darauf, wie Themen gesetzt wurden. Im Anschluss daran werde ich durchgängige thematische Felder und das Präsentationsinteresse greifbar machen.

16 Siehe Anhang

Auf die Frage nach der eigenen Lebensgeschichte begann der Interviewte bei seiner Familiengeschichte vor seiner Geburt. Er berichtete über andere, die Eltern und die Großmutter, wie sie in die Region gekommen waren sowie deren Sprache und baute damit seine eigene Biografie in überindividuelle Kontinuitäten ein. Es ging dabei um den Ort, an dem sie wohnten, und den Dialekt, den sie sprachen. Er ging aber nicht weiter auf diese Familiengeschichte oder andere Familienmitglieder ein, sondern legitimierte über die Erzählung von Arbeit und Erfolg, warum sie ein Recht hatten, an diesem Ort zu leben. Anhand ortsbezogener Erfolgsgeschichten wurde gewissermaßen legitimiert, dass der Platz bzw. die Lokalität richtig gewählt und genutzt wurde. Zu einem späteren Zeitpunkt der Analyse wurde offensichtlich, warum es wichtig war, diese Legitimation an den Beginn zu stellen. Als Slowenisch sprechende Person in Koroška/Kärnten wurde der Interviewpartner auch mit dem Vorwurf konfrontiert, dass alle, die Slowenisch sprechen wollten, nach Slowenien gehen sollten. Über die Legitimation der Region und des Ortes stellte er gleich zu Beginn klar, dass „hier“ der richtige Platz sei – egal ob seine Familie Slowenisch oder Deutsch sprach. Im Zuge dieser Legitimation baute er sich selbst in die Erzählung mit ein. Eingebunden wurde diese letzte Erzählung in die Darstellung des Arbeitsalltages zwischen Landwirtschaft und Tourismus. In diesem Setting war er mit Deutsch als Arbeitssprache konfrontiert. Zusätzlich wurde bereits an dieser Stelle die Erzählung einer Bewertung von außen eingeflochten, nämlich die Kritik eines erwachsenen deutschsprachigen Gastes, dass er als Kind kein Deutsch konnte. Aktiv wurde Deutsch dann in der Volksschule zur Funktionssprache. Er besuchte diese in jener Zeit, als die Konflikte um den Slowenischunterricht darin gipfelten, dass erst der Abmelde- und dann der Anmeldeerlass durchgesetzt wurden. Diese historischen Ereignisse benannte er in seiner Erzählung. Deutsch, Bildung und Autorität wurden zusammengedacht und die Schule als Institution war ein Konfliktfeld der Sprachen.

Daraufhin folgte eine längere Argumentation, warum immer wieder von außen Deutsch in die Region getragen wurde, über zugezogene Familien und den Tourismus. Die Orte, an denen nur Deutsch gesprochen wurde, wurden dabei explizit genannt. Zeitgleich wertete er jene Slowenischsprechenden ab, die keine Schriftsprache, sondern nur einen Dialekt sprachen und darüber hinaus „Deutschgesinnte“ seien. Diese wären vom Krieg geprägt und sähen Slowenisch als minderwertige Ostsprache an. Damit wurde in der Erzählung getrennt zwischen den Deutschen, die an bestimmten Orten wohnten und nicht anders konnten als nur die eine Sprache zu sprechen, und den „Deutschgesinnten“, die sich beeinflussen ließen, aktiv gegen die slowenische Sprache handelten und dabei weder „richtig“ Deutsch (im Sinne der Schriftsprache) noch Slowenisch konnten. Diese stellten latent ein Feindbild dar. Er führte danach aus, dass er und seine „Freunde“ als Kinder beim Spielen so redeten wie sie wollten. Auch wenn sie von „Deutschgesinnten“ schief angeschaut wurden, blieben sie aktiv in ihrer Spielsprache, da der Konflikt für sie nicht greifbar war.

Jene Slowenischsprechenden, die auch aktiv Slowenisch sprachen, wurden an dieser Stelle noch nicht eingeführt. Eine Ausnahme war die Andeutung, dass diese Personen die „Verpönten“¹⁷ waren. Hingegen wurde das slowenische Gymnasium als wichtig für das Schriftslowenische und den damit verbundenen Bildungsaufstieg erzählt. Im Zuge dessen wurde die Verwendung von Sprache mit einer Frage von Klassenzugehörigkeit verbunden. In weiterer Folge kam der Interviewpartner wieder auf die Abstimmung während der Volksschulzeit über Slowenisch in der Schule zu sprechen (vgl. historischer Kontext und biografische Datenanalyse). Die Institution Schule, so wie er sie kennengelernt hatte, nämlich als Ort, an welchem Kinder Deutsch und Slowenisch lernten, wurde sogleich in Frage gestellt. Das Werten über die Spielsprache, welches er zuvor als Kind erfahren hatte, wurde somit auch in Bezug auf die gemeinsame Volksschule Thema. Es wurden wieder die deutschgesinnten Erwachsenen erwähnt, die laut gewesen waren und gesellschaftliche Konflikte in die Schule, wo die Kinder waren, getragen hatten. Der Slowenischunterricht und jene, die für ihn angemeldet waren, wurden daraufhin exponiert. Das betraf auch ihn. Dennoch führte er an, dass er sich daran nicht mehr genau erinnern könne.

Aufgrund der guten Noten konnte er das slowenische Gymnasium besuchen, auf dem er vier Jahre blieb. Infolge dessen lernte er Schriftslowenisch. Sie hatten nur am Nachmittag Schule, da sie kein eigenes Schulgebäude hatten. Am Schulweg begegneten sich die „deutschen Schüler“ und sie, „die Tschuschn“, und es kam immer wieder zu Auseinandersetzungen, wobei Slowenisch sprechend von den deutschsprachigen Schüler_innen mit minderwertig gleichgesetzt wurde. Hier beschrieb der Interviewte eine Diskriminierungserfahrung, in der die eigene Sprache als etwas Minderwertiges erfahren wurde. Ab diesem Zeitpunkt waren die Beschimpfungen nicht mehr nur Sache der Erwachsenen, die diese Erfahrungen den Kindern weitergaben, sondern auch direkt Sache der Kinder. Die Trennungslinie verlief dabei nicht mehr ‚nur‘ zu Deutschgesinnten, sondern auch zu Deutsch. Er kommentierte das Erlebnis damit, dass es ihnen nichts ausgemacht hatte, und beschrieb dabei die Erfahrung als Teil einer Gruppe, einen aktiven Umgang mit Diskriminierungserfahrungen gemacht zu haben.

Obwohl er seine weitere berufliche Laufbahn an dieser Stelle ankündigte, sprang er noch einmal zu dem Punkt, wie wichtig und gut das slowenische Gymnasium sowie das Gruppenzusammengehörigkeitsgefühl war und ist. In der nächsten Sequenz erzählte er vom Chor des slowenischen Gymnasiums, den es heute noch gibt, dessen Auftritte im Konzerthaus stattfanden und der professionelle Kritiken bekam. Der Chor stellte etwas dar,

17 „Verpönt“ / „Verpönen“ sind vom Interviewpartner häufig verwendete Wörter, weswegen ich sie unter Anführungszeichen, also in Zitatform, angebe (wie auch andere direkte Zitate aus dem Transkript) und keine alternativen Wörter wähle.

das außerhalb der Schule Anerkennung fand. Dieser Raum war ein positiver Gegenpol zu den sonstigen Diffamierungen, ein Gegensatz zu den alltäglichen Diskriminierungen. Der Chor wurde in der Erzählung zu einer repräsentativen Auszeichnung, zu einer Legitimation für das Gymnasium und zu einem Beweis seiner Qualität, auch für jene, die wie er, nicht mitsangen. Die Diskriminierungserfahrungen am Schulweg waren vorbei, aber den Chor, der außenwirksam und professionell auftrat, gibt es immer noch. Mit der Verbindung zu heute wurde eine Kontinuität aufgezeigt, die über Erfolg eine Aufwertung erfahren sollte. Der Interviewpartner argumentierte daraufhin, dass für diese Geltung alles passen musste, da sonst die Kärntner Slowen_innen in Kritik geraten wären, und zeigte damit auf, dass der Chor nicht nur für das Gymnasium eine repräsentative Rolle übernahm. Das Gymnasium war ein weiteres Konfliktfeld, in welchem einerseits die Kärntner Slowen_innen ständig Bewertungen von außen ausgesetzt wurden, andererseits es eine aktive Möglichkeit für Kärntner Slowen_innen darstellte, nach außen zu treten. Bei alledem mussten wieder Kinder (und Jugendliche) den Kampf der Erwachsenen ausfechten.

An die Erzählungen über Schulen als Orte, an denen man für (Be)Achtung eintreten musste, schloss er eine Erzählung über einen weiteren Schauplatz des Kampfes um Anerkennung an, nämlich die Kirche, die in „diesen Regionen“ auch zweisprachig war. Allerdings war die Positionierung der slowenischen Sprache in diesem Bereich stärker merkbar, da die Pfarrer Slowenisch sprachen. Die entsprechenden Erzählungen handelten wieder von Regionen, in denen Slowenisch gesprochen wurde und die zum Konfliktfeld wurden. Diesmal wurden die Konfliktlinien zwischen Zweisprachigkeit und Einsprachigkeit Deutsch gesetzt – auch bei der Frage der Messgestaltung. Dabei führte der Interviewte in der Erzählung „die Hasser“ ein, die den Konflikt am Laufen hielten. Erneut waren damit nicht jene Personen und Gruppen gemeint, die nur der deutschen Sprache mächtig waren, für die hatte der Interviewpartner Verständnis. Die Kritik konzentrierte sich auf die Zweisprachigen, die nach einer ausschließlich deutschsprachigen Messe verlangten und den Pfarrer unter Druck setzten. Beendet wurde diese Sequenz mit dem Hinweis, dass es seit fünf Jahren nicht mehr so sei. Er führte jedoch nicht aus, was vor fünf Jahren den Ausschlag dafür gegeben hat.

In Anschluss an diese Erzählungen argumentierte der Interviewte, dass er die negativen Kommentare nicht erlebt, sondern nur davon gehört hätte und sich daher nicht dazu äußern möchte. Hierin lag ein erster Hinweis zu seiner Haltung im Konflikt zwischen Slowenisch und Deutsch, die im Folgenden wieder eine Rolle spielte. Der komplette Themenwechsel, der sehr abrupt vollzogen wurde, deutete an, dass er keinen Konflikt oder nicht über seine eigene Nicht-/Involvierung reden wollte. Es folgte eine Erzählung aus den 1970ern, dass die Begriffe „Slowene“, „Tschusch“ und „Windischer“ synonym und beschimpfend verwendet wurden. Sogleich gab es einen Zeitsprung ins Heute und er erklärte, dass die Leute jetzt intelligenter seien, alle mehr Sprachen lernen wollten und die Eltern

ihre Kinder dabei förderten, auch, da sie sich einen Vorteil aufgrund der Mehrsprachigkeit versprachen. Er sprach von einer Entwicklung weg von einer „blöden Zeit“ zu einer mit „intelligenten Menschen“, die Mehrsprachigkeit einen progressiven Wert zusprechen. Die 70er wurden dabei als abgeschlossene Einheit behandelt, was auch aufzeigt, dass es in dem Fall um keine Kontinuitäten ging. Nun folgte wieder ein Schwenk in seine Lebensgeschichte. Er erzählte davon, wie er in den 70ern in einer deutschsprachigen Stadt zu arbeiten begann. Dort wurde von den „Kollegen“ „nett gemeint“ kommentiert, dass wieder „ein Windischer“ aufgenommen wurde. Des Weiteren wurde Slowenisch, wie beim Bundesheer, als Fremdsprache angegeben und von den „Kollegen“ „verpönt“, auch wenn die Sprachkenntnis im Arbeitsalltag nützlich hätte sein können. Mit dieser persönlichen Erfahrung explizierte er, warum die 70er eine „blöde Zeit“ waren. Das Sprechen der slowenischen Sprache wurde ständig thematisiert, kommentiert oder gar „verpönt“. Da es als Fremdsprache angeführt wurde, war es zudem offensichtlich nicht die Norm. Er selbst bezeichnete sich als Slowenisch, während die Fremdzuschreibung, bspw. von Personen, mit denen er zusammenarbeitete, „Windisch“ war. Dabei ging es beim Angesprochen werden von anderen zumeist um Kritik, Angriff oder Aufforderung zur Rechtfertigung. Hinzu kam in der Erzählung eine klare örtliche Trennung zwischen der deutschsprachigen Stadt und der zweisprachigen Region zur Geltung.

Im Anschluss wurde kurz aufgebracht, dass er sehr früh geheiratet hatte. Im Aufbau der Erzählung wechselten sich die Sequenzen von Anerkennung und Nicht-Anerkennung ab: Einer Stelle, welche Aberkennung oder Diffamierung beinhaltete, folgte zumeist eine, welche Anerkennung oder positive Entwicklungen thematisierte. Hier wirkte die Einführung der Gründung der eigenen Familie als ein Beispiel aus dem Privatbereich, welches auf Anerkennung und Erfolg hinwies. Er baute diese Erzählung so auf, dass ersichtlich wurde, dass noch etwas folgen würde. Zudem verband er die Heirat mit einer Bewertung, nämlich jener, dass es sehr früh war. Es ging weiter darum, dass die Familie Anerkennung mit sich gebracht hatte. Der Interviewte sprang daraufhin in der Erzählung wieder in der Zeit zurück, in dem er darauf verwies, dass „zu Hause“ immer Slowenisch gesprochen wurde. Da es in seiner Kindheit üblich war mit den Eltern per Sie zu sein, in meiner aber nicht, erklärte er mir als Interviewerin diesen Punkt. Der Sprung von der Erzählung, dass alles bisher als Vorgeschichte für ein gegenwärtiges Problem zu verstehen sei, zu den Berichten über die slowenischsprachige Kommunikation mit den Eltern implizierte, dass es kein Problem gegeben hätte, wäre zu Hause nicht Slowenisch gesprochen worden. Er führte daraufhin das Problem zwar weiter aus, allerdings ohne über die Familie, die Eltern, die Frau oder zu Hause zu sprechen. Es ging dann in der nächsten Sequenz um die Arbeit in einer deutschsprachigen Stadt und dass dort „Windisch“ und nicht „Slowenisch“ gesagt wurde, weil es eben „verpönt“ war. Der Begriff „Verpönen“ wurde im Interview nicht nur sehr oft verwendet, sondern vor allem auch offensichtlich als aktive Handlung gewertet. Es ging

also nicht nur darum, dass Slowenisch nicht anerkannt oder nicht wertgeschätzt, sondern dass aktiv etwas gegen die Sprache unternommen wurde.

Es folgte ein Beispiel aus einem semi-öffentlichen Bereich, dem Sport, in dem der Interviewte Anerkennung erfahren hatte. Gleichzeitig hat die slowenische Sprache, obwohl sie mehrere konnten, aufgrund des Publikums, der Öffentlichkeit in dem Bereich, niemand mehr gesprochen. Er erklärte, wie automatisch Deutsch gesprochen wurde, auch wenn Slowenisch möglich gewesen wäre. Es ging also um das Setzen von Deutsch als Norm. In der Gruppe wurde Deutsch gesprochen, Slowenisch zu sprechen war im öffentlichen Raum etwas Isolierendes. Außerhalb von sicheren Räumen mussten Konsequenzen befürchtet werden. Das wurde aber wie eine Entwicklung erzählt, also wurde mitberichtet, dass es davor eine Zeit gab, in der Slowenisch in der Öffentlichkeit gesprochen wurde. Um Anerkennung im (semi-)öffentlichen und überregionalen Raum zu erhalten, brauchte es sprachliche Opfer. Allerdings, so betonte der Interviewpartner, war dies weder eine bewusste Entscheidung noch gab es eine Alternative.

Das Thema wurde an dieser Stelle nicht weitergeführt. Der Interviewpartner sprang in seiner Erzählung wieder zur Familie und wie er seine Frau kennenlernte. Sie bekamen zwei Kinder. Er führte seinen Alltag aus und dass vor allem die Frau, die nur Deutsch konnte, bei den Kindern gewesen war. Da er mit ihr nur Deutsch sprach, war das die Familiensprache. Die Kinder kritisierten ihn später dafür, aber auch hier wurde gewissermaßen automatisch Deutsch gesprochen, ohne diese unbewusste Entscheidung jemals zu hinterfragen. Er gab seiner Frau keine Schuld. Wenn überhaupt die Schuldfrage irgendwie Thema war, dann nur in Hinblick auf sein junges Alter, aufgrund dessen er nie darüber nachgedacht hatte. Heute sei es nicht mehr so „verpönt“, Slowenisch zu sprechen und es wäre retrospektiv gesehen wichtig gewesen. Es war ein Thema, über welches in der Familie geredet wurde, es gab also kein Schweigen darüber. In der nächsten Sequenz explizierte er die Rechtfertigung und argumentierte, dass es die Umstände gewesen wären, die das so ergeben hätten und er es nicht absichtlich gemacht hätte. Er führte dabei an, dass andere glauben könnten, es wäre anders gewesen. Jedoch ging er dabei nicht darauf ein, wer die anderen seien. Es wirkte, als müsste er sich rechtfertigen.

Daraufhin kam er auf die Öffnung der Grenzen zu sprechen und dass in Kroatien und Slowenien die Menschen viel offener für Fremdsprachen waren und Deutsch oder Englisch konnten. Dass der Interviewpartner Kroatien vor Slowenien nannte, schien zwei Gründe zu haben: Der eine war, dass ein späteres Beispiel sich auf einen Urlaub in Kroatien bezog, der andere, dass später vom Vorwurf „dann geh doch runter nach Slowenien“ berichtet wurde. Damit wurde bereits an dieser Stelle eine Prävention gegenüber einem potentiellen Vorwurf formuliert. Der Vorwurf könnte lauten, dass er am falschen Ort wohnen würde, wenn er etwas Positives in Bezug auf Slowenien als Slowenisch sprechende Person formu-

liert. Zudem schaffte er damit eine Legitimation hier sagen zu können, dass die Menschen in Slowenien in Bezug auf Mehrsprachigkeit offener wären. Er knüpfte in seiner Argumentation von Mehrsprachigkeit einerseits an den Tourismus und andererseits an eine Reflexionsfähigkeit der Menschen an, aber nicht an ihren Bildungsstand. Er erwähnte an dieser Stelle auch eine Situation, in der er in Slowenien, als er Slowenisch reden wollte, nur deutsche Antworten erhielt.

Nach diesem Exkurs kam er wieder auf die eigenen Kinder zu sprechen und dass es ihm leidtäte, mit ihnen nicht Slowenisch gesprochen zu haben. Aber da beide Kinder mittlerweile aus eigener Initiative Slowenisch gelernt hatten (unter anderem aufgrund ihrer Ehen) und die Enkelkinder zweisprachig aufwachsen, wurde Slowenisch wieder zu einer Sprache innerhalb der Familie. Auch die Kirche, als Ort, an dem aktiv Slowenisch gesprochen wurde, kam an dieser Stelle wieder vor. Er argumentierte, dass die junge Generation intelligenter sei und die Wichtigkeit von Sprachen sehe. Zweisprachig aufzuwachsen heiÙe, die Sprache im positiven Sinne wechseln zu können.

Nach diesem Teil sprang die Erzählung wieder zurück in seine Kindheit, zu Kindern, mit denen er aufgewachsen war und die nur Deutsch gekonnt hatten. Mit diesen hatte er automatisch Deutsch geredet. Die Gruppenzusammensetzung entschied, welche Sprache gesprochen wurde und er konnte sich anpassen, denn er war mehrsprachig. Die Wahl der Sprache war also den äußeren Umständen geschuldet. Als Kind im Spiel war Deutsch als Sprache mit keiner Unterdrückungssituation verbunden. Mit dem darauffolgenden Vergleich zwischen ihm und seinen Enkelkindern zeigte er, dass zweisprachige Kinder die Möglichkeit hätten, die Sprache zu wechseln. So verglich er auch weiterhin frühere mit heutigen Zeiten und erklärte, dass es früher keine slowenischen Kulturvereine und Initiativen gegeben hatte und dass in der Kirche einzelne Leute aufgestanden waren, wenn sie ein slowenisches Wort gehört hatten. Heute gäbe es slowenische Initiativen und Kulturvereine, bei verschiedenen Veranstaltungen würden zwei Sprachen gesprochen werden und niemand hätte mehr etwas dagegen. Wieder wurde die Kirche als zweisprachiges Spannungsfeld angeführt. In der Gegenwart sehe er in der Öffentlichkeit mehr Möglichkeiten für Zweisprachigkeit als früher (in den 1970ern und danach). Er bezog dies auf die Region als sicheren Raum, in dem Zweisprachigkeit mittlerweile möglich sei. Von einsprachig slowenischen Räumen wurde aber selbst hier nicht gesprochen.

Im Anschluss an die Erzählung und dem Vergleich mit früher folgte die Erklärung, dass ihm irgendwie egal war, ob er Slowenisch sprechen konnte. Er musste „nicht unbedingt Slowenisch“ sprechen und war auch kein „Extremer“. In dieser Sequenz, nachdem er geschildert hatte, wie gut Zweisprachigkeit heute im Gegensatz zu früher funktionierte, wollte er sich aber noch einmal klar von allem vermeintlich „Fanatischen“ abgrenzen. Die Betonung war wichtig, da eine Person, die aktiv Slowenisch sprach, schon Gefahr lief,

als extrem bezeichnet zu werden. Wer die Bezeichnung aussprach und definierte, wurde allerdings nie ausgeführt. Ein Privileg des einsprachigen Deutsch-Seins war, dass man ohne eigenem Zutun nicht als fanatisch abgetan wurde. Der Konflikt wurde damit, wieder einmal, auf die Minderheit abgeladen. Sie musste sich abgrenzen und durfte keinerlei Forderungen stellen, um nicht als extrem zu gelten. Um zu beweisen, wie sehr er gegen jeden Extremismus war, brachte er auch ein anderes Beispiel. In der nächsten Sequenz begründete er mittels einer Erzählung aus den 1970ern, warum er Extremismus nicht mag. Er hasste diese Zeit, denn es gab viele „Reibereien“ zwischen „Deutschgesinnten“ und „Slowenischsprachigen“. Der Interviewte wollte nirgends mitwirken, weil es auf beiden Seiten „extreme Typen“ gab. In diesem Beispiel kamen auch Fahnen als symbolisches Sinnbild vor. Er zog sich aktiv aus den Konflikten heraus. Die extremen Pole, die er zeichnete, waren auf der einen Seite eine politische Einstellung, verbunden mit der deutschen Sprache, und auf der anderen Seite die slowenische Sprache an sich. Das bedeutete, dass alle, die Slowenisch sprachen, so auch er, in dem Konflikt involviert waren, auch wenn sie es, ebenfalls wie er, nicht wollten.

Danach explizierte er, warum es vor zirka zehn Jahren „umgeschaltet“ habe und es heute besser sei. In den Volksschulen wurden ganze Klassen zum Unterrichtsfach Slowenisch angemeldet, auch wenn beide Elternteile nur Deutsch sprachen. Wenn das Kind daran Freude habe, könne es in der Hauptschule oder im Gymnasium weiter lernen und es gäbe die slowenische Musikschule. Das kam der Einschätzung des Interviewpartners zufolge sehr plötzlich und zweisprachige Bildung sei nun anerkannter. Slowenisch zu sprechen und die Sprache zu pflegen wäre nicht mehr extrem, sondern mittlerweile sogar positiv besetzt. Die slowenischen Kulturvereine sowie Lehrer_innen seien diesbezüglich sehr aktiv. Rund um die Sprache gäbe es eine Organisierung von Vereinen und Initiativen. Damit fände sie Eingang im öffentlichen Raum, sei keine reine Familiensprache mehr. Slowenisch sprechen wurde zu einer realen Option, da die Sprache gesellschaftliche Anerkennung erfuhr.

Daraufhin sprang die Erzählung erneut in seine Jugend. Er erwähnte, dass es in dieser Zeit nicht sehr viele Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung gab. Alle hatten eine kleine Landwirtschaft und die Kinder mussten den Eltern dabei helfen. Beispielsweise konnte niemand in Urlaub fahren. Als Freizeitbeschäftigungen gab es nur Fußballspielen oder Schwimmen. Das habe sich bis heute geändert. Mehr Möglichkeiten, vor allem die Möglichkeit zur Mobilität, seien förderlich für das Leben von Mehrsprachigkeit.

Danach kam er wieder auf seine Jugendzeit zu sprechen. Im slowenischen Gymnasium lernten die Schüler_innen Schriftslowenisch und sprachen untereinander Slowenisch, auch in den Pausen. Deutsch war als Gegenstand eine Fremdsprache. Der Interviewte glaubte, dass sich diese Konstellation durch Schüler_innen mit nur deutschsprachigen

Eltern heute geändert habe. Das war das einzige Beispiel, das ansatzweise auch negativ gelesen werden könnte. Ein Aneignungsprozess des Slowenischen durch die einsprachig deutschen Schüler_innen führte dazu, dass auch in Räumen, die vorher dem Slowenischen vorbehalten waren, Deutsch gesprochen werde. Dadurch wurde Slowenisch dem Deutschen trotz vermehrter Sprachförderung in der Schule auf einer neuen Ebene nachgeordnet. Das Erlernen des Schriftslowenischen wurde unterstrichen, um die Sprache nicht nur der Region, sondern darüberhinausgehend zuzuordnen, was für ihr Fortbestehen offensichtlich wichtig zu sein schien.

Dem kurzen Exkurs zur eventuellen Kehrseite der aktuellen Anerkennung der slowenischen Sprache in Koroška/Kärnten folgte die längste Sequenz der Einstiegserzählung sowie des gesamten Interviews, eine Erklärung, warum es heute besser sei als früher sowie eine positive Bewertung von Zweisprachigkeit. Er erklärte, dass keiner wissen muss, dass er Slowenisch spricht. Es störte ihn aber auch nicht, wenn es jemand weiß und er es im öffentlichen Räumen spricht. Zu Hause werde wieder mit den Enkelkindern Slowenisch gesprochen, die Dialekt mit Schriftsprache mischen, was ihm gefalle. Mit den Kindern rede er immer noch Deutsch. In alltäglichen Fragen werde häufiger Deutsch gesprochen, aber mit den Schwiegerkindern Slowenisch. Egal welche Sprache gewählt werde, dahinter stehe keine bestimmte Entscheidung, sondern nur Gewohnheiten. Es wurde nicht darauf geachtet, welche Sprache die Person spricht, in die man sich verliebt, und so wurde oft Deutsch gesprochen. Erst seit zehn Jahren werde mehr auf Zweisprachigkeit geachtet, auch bei Paaren. Im sozialen Kontakt etablierte sich eine Sprache, die zumeist auch nicht mehr gewechselt wurde. Slowenischsprachig heiße mehrsprachig und daher passierte es automatisch, dass eher Deutsch gesprochen wurde. In der Kirche wurde Slowenisch noch weitergetragen, im Alltag dominierte Deutsch. Der Beginn einer „besseren“ Zeit wurde vom Interviewpartner vor zehn Jahren angesetzt – das trifft ungefähr mit dem EU-Beitritt Sloweniens zusammen. Das Hierarchieverhältnis zwischen den Sprachen veränderte sich und Zweisprachigkeit wurde häufiger.

Einer kurzen Nachfrage folgte die Argumentation, dass man nicht mehr so „verpönt“ oder „blöd angeschaut“ werde, wenn man Slowenisch spräche. Darauf folgte eine Erzählung von einem deutschsprachigen Paar aus einer Stadt. Die Frau meinte, dass sie nicht auf Almen in der Region gehe, da sie dort nichts verstehen würde. Dann müsse sie aufstehen und gehen, da sie das Gefühl habe, es würde über sie gesprochen. Diese Sequenz rückt zu einem späteren Zeitpunkt als zweite Stelle der Feinanalyse nochmal in den Fokus. Aus dieser Erzählung ist die Differenz von deutschsprachiger Stadt zu slowenischsprachiger Region herauszulesen, auch wenn an beiden Orten die Konflikte spürbar waren. Zudem wurde mit dem Bezug auf das Älter-sein (als der Interviewpartner) die Frage, welche Generation toleranter sei, aufgegriffen. Weiters bezog sich diese Erzählung auf eine aktive Handlung. Die Frau verließ einen bestimmten Ort, wenn sie Slowenisch hörte und kehrte

nie wieder dorthin zurück. Damit zeigte der Interviewte eine dogmatische Einstellung auf, die eine Handlung zur Folge hatte (Aufstehen und Gehen), die an Handlungen von „Deutschgesinnten“ in der Kirche erinnerten (s.o.). Es folgte eine Erzählung, dass er mit Nachbarn und im Gasthaus gerne Slowenisch redete und lachte, wenn die Atmosphäre passte. Es brauchte einen Raum, in dem man sich erst wohl fühlte und es war nicht immer und überall möglich, Slowenisch zu reden. Heute steht niemand mehr auf und geht, denn die Stimmung sei allgemein besser. Vor allem die, die aus der deutschen Stadt in die Region gezogen sind und hier Häuser gebaut haben, haben die slowenische Sprache „verpönt“. Er schließt die Sequenz mit der Erklärung ab, dass es ihm egal sei, was andere sprechen und ob er es verstehe oder nicht.

Die letzte Sequenz der Einstiegserzählung war eine Erzählung über einen Slowenisch sprechenden Erwachsenen, der ihn in der Volksschule in einer spezifischen Situation dazu aufforderte, Deutsch zu sprechen. Slowenisch war früher die Haus- und Familiensprache der Region, weshalb er als Kind dachte, alle würden die Sprache beherrschen. Dementsprechend schwierig war es für ihn, das Verbot zu verstehen. Heute nimmt niemand mehr an, dass alle Slowenisch könnten. Der Interviewpartner schloss den Einstieg also mit einer Erzählung über ein Verbot der Sprache aus seiner Kindheit ab. Dass die Situation und die ihn zurechtweisende Person aus seiner Perspektive im Widerspruch zum ausgesprochenen Verbot standen, bestärkte seine Unsicherheit, wann welche Sprache gesprochen werden durfte. Zumeist war Deutsch die sicherere und damit einfachere Wahl.

An dieser Stelle endete die Einstiegserzählung. Im Nachfrageteil ging ich Schritt für Schritt die Punkte durch, wie sie in der Einstiegserzählung vom Interviewten selbst gesetzt wurden. Hier möchte ich auf auffallende Argumentationen und Erzählungen eingehen, welche entweder bereits Erzähltes im besonderen Maße unterstrichen oder neue Themen setzten. Interessant war, dass sich oft im Redefluss des Interviewten die Prioritätensetzung verschob und die Chronologie eine andere war als während der Haupterzählung. Das zeigte mir, dass er sich keine starre Erzählung der Lebensgeschichte zurechtgelegt hatte, sondern sich auf Erzählflüsse einließ.

Am Anfang der Nachfrageerzählung beschrieb der Interviewte den slowenischen Dialekt, in welchem er aufwuchs, und verglich ihn mit anderen. Die Beschreibung war konsistent mit der Einstiegserzählung, in welcher die Frage von Schriftslowenisch und Dialekt immer wieder aufkam. Auch auf die Familiengeschichte vor der Geburt ging er näher ein. Nun kamen mehr Akteur_innen vor, wie beispielsweise die Geschwister, die in der Einstiegserzählung noch keinen Platz hatten, vermutlich da er mit ihnen als Kinder Slowenisch sprach, aber in der Interviewsituation wusste, dass meine Fragestellung vermehrt auf das Nicht-Sprechen abzielte. Durch diese Vorstrukturierung baute er sie nicht sofort in

die Erzählung seiner Lebensgeschichte ein. Er selbst hatte sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinandergesetzt oder sie wurde innerhalb der Familie weitergegeben. Der Interviewte erzählte beim Nachfrageteil außerdem mehr über seine Frau und wie er sie kennengelernt hatte. Insgesamt wurde hier viel mehr auf die Familie und das Privatleben eingegangen als es vor dem Nachfrageteil der Fall war. Am Ende von einzelnen Sequenzen kam er oft auf die Gegenwart, seine Kinder und Enkelkinder zu sprechen.

Auch andere Erzählungen wurden weitergeführt. Dazu zählt beispielsweise das Narrativ, dass das Deutsch-Sprechen automatisch „passierte“. Im Zuge dessen wurde auch die Frage des (deutschsprachigen) Tourismus näher behandelt und sein Verhältnis zu den (deutschen) Gästen mit konkreten Beispielen verdeutlicht. Immer wieder betonte er, dass das Nicht-Sprechen weder eine politische Entscheidung war, noch, dass sie aus Angst getroffen wurde oder er sich der Sprache schämen würde. Vielmehr hat Deutsch irgendwann einfach überwogen. Zudem grenzte er sich häufig von denen ab, die in Konflikte involviert waren, von „den Extremen“. Dass es heute besser, liberaler sei, egal, welche Sprache du sprichst, und ihn das freue, betonte er mehrmals. Zudem wurde die Kirche als ehemaliges Konfliktfeld und der unterschiedliche Zugang zu Mehrsprachigkeit und Fremdsprachen in Österreich im Vergleich zu anderen Ländern, wie Slowenien, Italien oder Kroatien, expliziert.

Der Interviewpartner unterstrich zum wiederholten Male, dass die 70er hart waren, um Slowenisch zu sprechen. Außerdem erwähnte er, dass es für viele notwendig gewesen war im Internat zu wohnen, um ins slowenische Gymnasium gehen zu können. Er ging näher auf die Schulzeit sowie die Rolle des Chores ein. Auch Sport blieb Thema. Seine Ausführungen rund um die 1970er bezogen sich außerdem konkreter auf den Ortstafelsturm. Er selbst hielt sich aus diesem Konflikt raus, verstand die Entwicklungen nicht und ärgerte sich über die Streitereien. Dabei betonte er auch, dass er nichts desto trotz nirgendwo anders leben wollte. Nachdem er klargemacht hatte, dass er kein Befürworter von Streitereien war und dass ihm die Ortstafeln egal waren. Er ging darauf ein, dass der prozentuelle Anteil von Minderheiten egal sein müsste, wenn der Artikel 7 des österreichischen Staatsvertrages ernst genommen werden würde. Es müsste ausreichen, dass slowenischsprachige Menschen in einem Ort lebten, um sie anzuerkennen. Er erzählte, dass er selbst bei Ortsangaben und Ortsbeschreibungen seine Sprache dem Gegenüber anpasste. An dieser Stelle fiel besonders auf, dass die Behauptung, ihn interessierte die Frage der Ortstafeln nicht, mehrere Sequenzen folgten, in dem es genau um diese Frage ging. Damit wurde es zu einem relativ langen Teil des Interviews.

Nach einem Exkurs, in dem es um das gute Verhältnis zur Familie und den Stolz auf seine Kinder und Enkelkinder ging, thematisierte der Interviewpartner, warum ihn die Streitereien und „die Extremen“ so ärgerten. Als Grund gab er an, dass er die Diskussionen

in der Arbeit und in semi-öffentlichen Räumen, wie beim Sport, zu spüren bekommen hatte. Ganz Južna (Avstrijska) Koroška/Südkärnten würde heute noch von Unwissenden als die „windische Region“ beschimpft werden. Er hatte immer das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen. Die Schuld für die Medienaufmerksamkeit bezüglich der Konflikte, vor allem während den 1970ern, wurde „den Windischen“ gegeben und er wurde dazu gezählt. Der Interviewpartner musste also Konflikte ausbaden, aus denen er sich raushalten wollte. Nach einer relativ langen Stelle, die mit Zitaten von Aussagen unterlegt war, die er sich anhören musste, konzentrierte sich der Erzähler wieder auf das Heute und die Einschätzung, dass die Leute seit circa zehn Jahren intelligenter seien. Danach zählte er auf, was seine Enkelkinder alles machten, und berichtete, wie wenig Möglichkeiten der Freizeitgestaltung es früher gab, diesmal mit Beispielen versetzt. Er schloss diese Sequenz mit der Bemerkung, dass die Leute heute keine Zeit mehr zum Streiten hätten.

Als ich fragte, ob wir das Interview beenden sollten, folgte eine relativ lange Erzählung darüber, dass in seiner Jugend alle in seiner Heimat mit slowenischem Dialekt sprachen, dass aber viele davon schon gestorben sind und jene, die neu in diese Region gezogen sind, oft nur einsprachig Deutsch waren. Unter den Ortsansässigen, die eigentlich alle Slowenisch konnten, gab es ein paar, die es aber nicht sprechen wollten. Der Interviewte argumentierte, dass diese langsam aussterben würden. Er nahm Bezug auf den Nationalsozialismus und deutete an, dass diese Ideologien weiter fortbestanden und dazu führten, dass alles Slowenische „verpönt“ war. Er führte aus, dass jemand, der Slowenisch sprach, verdächtigt wurde, „Partisan“ zu sein, also einer, der gegen Hitler gekämpft habe. Dies wurde als Beschimpfung verwendet. Diese Erfahrung hätte er allerdings nicht selbst gemacht, sondern nur von anderen gehört. Er selbst machte jedoch die Erfahrung, dass ihm nahegelegt wurde, „runterzugehen“ (ins damalige Jugoslawien; Anm.), wenn er Slowenisch reden wollte, denn Österreich sei ein deutscher Staat.

Das Interview endete mit Ausführungen darüber, wie aktiv die Zweisprachigkeit mittlerweile gelebt werde, wie viel slowenische Kulturvereine und Lehrer_innen initiierten, wie aktiv vor allem die Jugend sei und wie schön das sei. Letztendlich schloss er damit, dass sein Leben schön war und er nichts bereue, auch wenn jetzt alles besser sei.

5.4.1 Strukturhypothese

Ich möchte nun thematische Felder, die sich durch die Lebensgeschichte ziehen, und das Präsentationsinteresse, sowohl in der Haupterzählung wie in den Nachfrageteilen, explizieren und präzisieren. Zuerst gehe ich auf thematische Felder ein.

Von Beginn an waren die Region sowie der Dialekt als regionale Variante von Sprache wichtig. Beides wurde verwendet um eine Bedeutung von ‚zu Hause‘ zu erzeugen. Den Gegenpol zu den slowenisch- oder zweisprachigen Regionen bildeten die deutschsprachigen Städte. Dabei ging es sowohl um die Ambivalenz von Nähe und Distanz sowie um die Frage des Dazugehörens. Ein weiteres wichtiges thematisches Feld war dabei die Frage von Anerkennung, auch von extrinsischer Anerkennung und dem Kampf um diese, damit die marginalisierte Sprache weiterbestehen konnte. Zweisprachigkeit und Mehrsprachigkeit erfuhr mittlerweile gesellschaftliche Anerkennung und werde als progressiv gesehen. Die Sprache wechseln und anpassen zu können sei etwas Positives. Slowenischsprachig zu sein hieße mehrsprachig zu sein.

Deutsch wurde zunächst als Funktionssprache gesehen, als Schulsprache, als Arbeitssprache und als Norm in einem mehrheitlich deutschsprachigen Staat sowie in den Städten. Deutsch war als Sprache institutionalisiert. Die einzige Ausnahme als zweisprachige Institution bildete die Kirche, die einzige slowenischsprachige Institution in der Biografie das Gymnasium. Alle Einrichtungen hatten gemeinsam, dass sie Konfliktfelder und -räume waren. Bei der slowenischen Sprache kam es in der Lebensgeschichte zu einem Widerspruch. Auf der einen Seite argumentierte der Interviewte, dass die Nicht-Weitergabe automatisch und einfach passiert ist. Auf der anderen Seite spielten sich aber Erzählungen in thematischen Feldern der direkten Betroffenheit von Diskriminierung ab, die dazu führten, dass eine Stimmung der Angst entstand, in der Öffentlichkeit oder vor Publikum Slowenisch zu reden. Slowenisch sprechen konnte immer und überall sanktioniert werden.

Ein thematisches Feld, welches immer wieder in den Fokus rückte, war die Kritik an allem „Extremen“. Davon grenzte er sich besonders ab. Es sei sowohl extrem, darauf zu bestehen, Slowenisch zu sprechen, als auch Deutschgesinnt zu sein (im Unterschied zu Deutsch). Dieses Feld überschneidet sich mit anderen Feldern. Dabei ging es auch um eine Verschiebung von Slowenisch zu Deutsch und weiter zur Möglichkeit von Mehrsprachigkeit. So pendelte er zwischen den deutschen Städten und der zweisprachigen Region, erfuhr Anerkennung durch die Möglichkeit, sich auch sprachlich anpassen zu können, sowie über seine Kinder und Enkelkinder, die engagiert und zweisprachig sind. Gerade die Ambivalenz im Umgang mit der eigenen Sprache passte zum Versuch der Selbstpositionierung dazwischen.

Konfliktfelder und Schauplätze, an denen der Kampf um die Sprache ausgefochten wurde, waren Schwellen und Kontaktpunkte, wo sich die Sprachen und Sprachgruppen, Slowenisch und Deutsch, trafen, wie auf dem Schulweg, die öffentlichen Auftritte des Chors oder die Kirche als semiöffentlicher Raum. Dabei konnten sich Slowenischsprachige den Räumen nicht entziehen. Wenn Slowenisch einen Platz in der Gesellschaft haben woll-

te, mussten sie sich den Konfliktfeldern stellen. Deutschsprachige konnten sich zurückziehen, sie hatten die Wahlmöglichkeit der Schule, welche Veranstaltungen sie besuchten und ob sie in die Kirche gingen oder nicht. Der einzige Ausstieg für Slowenischsprachige war, kein Slowenisch in der Öffentlichkeit zu sprechen. Konflikt war also etwas Aktives, denn wenn es keinen Konflikt gab, hieß das Assimilation. Obwohl diese Erklärungsmuster latent in der Erzählung auftauchten, schienen sie dem Präsentationsinteresse des Interviewten, sich selbst als Person darzustellen, die sich rausgehalten hat, zu widersprechen. Um diesen Widerspruch aufzulösen, schien es wichtig, möglichst oft den Bezug zur „besseren“ Gegenwart herzustellen.

Im Rahmen des Präsentationsinteresses wechselten sich Erzählungen von Diskriminierungserfahrungen mit Erzählungen von Anerkennungserfahrungen ab. Nach Negativbeispielen folgten Positivbeispiele und er betonte, dass all die negativen Erfahrungen ihn nie direkt betroffen hätten. Das führte zum Versuch eines Ausgleichs zwischen Diffamierung und Anerkennung. Als Sprecher der slowenischen Sprache erfuhr er immer wieder Beurteilungen von außen, denen er gerecht werden musste oder wollte. Mit der Eigenpositionierung außerhalb von Konflikten fand er einen Umgang mit dieser Situation. Wichtig dabei waren die verschiedenen Bezugsgruppen und was sie taten – während sie sich im Gymnasium gemeinsam gewehrt und beim Sport in der Gruppe nicht Slowenisch geredet hatten, hatten die deutschsprachigen „Kollegen“ im Berufsalltag ihn als Slowenischsprachigen „verpönt“. In der Darstellung wirkte es oft, als hätten andere über die Wahl der Sprache entschieden. Er war anpassungsfähig und konnte sowohl Deutsch als auch Slowenisch. Er argumentierte, dass deutschsprachig oft einsprachig sei, slowenischsprachig zumindest zweisprachig zu sein hieß. Obwohl es ihm wichtig war, zu betonen, dass er die Sprache nur unbewusst nicht weitergegeben hat, war er im aktuellen Präsentationsinteresse stolz darauf, dass seine Kinder und Enkelkinder sich diese selbst angeeignet hatten.

5.5 Feinanalysen

Mithilfe von Feinstrukturanalysen ist es möglich, noch weiter in die Tiefe des Materials zu gehen. Dabei wird mit Hilfe von Analysegruppen eine Textstelle in sehr kleinen Sequenzen rekonstruktiv analysiert. Kleingruppen von Soziolog_innen und Studienkolleg_innen, die das Material nicht und die Forschungsfrage nur teilweise kannten, führten die Feinanalyse durch. Die erste Stelle war der Beginn des Interviews. Methodisch wird davon ausgegangen, dass in der Eröffnungssequenz erste Differenzsetzungen passieren, die für den weiteren Verlauf des Interviews relevant sind. Zudem folgt die Feinstrukturanalyse der Idee, dass in jeder Sequenz die grundlegende Struktur zu finden ist. Gerade der Beginn einer

biografischen Selbstdarstellung beeinflusst den weiteren Erzählfluss und Gesprächsverlauf stark. Der Einstieg in das Interview wurde von drei Gruppen, unabhängig voneinander, aber mit demselben Material, interpretiert. Die Fragen, die sie an das Material stellen sollten, waren folgende: 1. Was wird thematisiert? Was ist die Bedeutung dieser Sequenz? Was wird nicht gesagt? Warum/nicht? 2. Wie geht es weiter? Was sind die Anschlussmöglichkeiten? (vgl. Rosenthal 1995: 221-225)

Als zweite Sequenz habe ich, wie oben bereits angemerkt, jene Stelle gewählt, in der von den deutschsprachigen Bekannten aus der Stadt die Rede war. Zur Erinnerung: Die Frau wollte nicht mehr auf die Alm, da dort Slowenisch gesprochen wurde. Gerade der Aspekt, dass der Interviewte an dieser Stelle öfter zwischen direkter und indirekter Rede wechselte, machte die Stelle für eine Feinstrukturanalyse interessant. Zudem war dies das einzige Beispiel im Material, wo er versuchte, die Argumentationsweise von „Anderen“ nachzuzeichnen. Ein weiterer Grund für die Auswahl der Stelle war die Tatsache, dass oft nicht klar wurde, welches Argument er machen wollte.

Um die Anonymisierung des Interviewten gewährleisten zu können, verzichte ich hier auf direkte Zitate aus dem Interview, sondern gebe nur die zusammengefassten Interpretationen wieder, die für die Analyse relevant sind.

5. 5. 1 Erste Feinanalyse: Einstieg

Die Bitte zu Beginn des Interviews, das gesamte Leben mit einem frei gewählten Beginn zu erzählen, war überfordernd und zugleich bagatellisierend – wo soll begonnen werden mit der Erzählung? Es war sehr offen und generell unklar, wo der Beginn gesetzt werden soll. Es war allerdings inhaltlich klar, worum es geht. Diese Schwierigkeit galt es daher unbedingt mit zu bedenken, da die Präsentation des Lebens im Interviewsetting eine andere ist als es außerhalb dieses Settings wäre. In der Feinanalyse stellte sich heraus, dass die Formulierung meiner Frage Unsicherheit vermittelte, was wiederum einen Einfluss auf die Beantwortung haben konnte.

Der Interviewpartner reagierte mit einer großen Bereitschaft zu reden. Allerdings versuchte er auch, Zeit zu gewinnen und Sicherheit zu finden, indem er auf Vorheriges, auf die bereits in Vorgesprächen hergestellte Rahmung, verwies. Der Anfang zeigte, wie sich der Interviewpartner überlegte, was er eigentlich sagen wollte. Das könnte einerseits eine direkte Reaktion auf die Unsicherheit in der Fragestellung sein. Andererseits könnte sich bereits hier das Präsentationsinteresse mittels wohlüberlegter Antworten zeigen. Während der Erzählung kam es immer wieder zum Wechsel zwischen Dialekt und Schriftsprache.

Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass zu Beginn von Gesprächen noch ausgehandelt wurde, wie während des Interviews geredet werden kann.

Der Interviewte begann bei sich „zu Hause“, der Großmutter, den Eltern und dem Dialekt, welcher in der Familie, und dem Dialekt, der in der Region gesprochen wurde. Dabei konnte er im Detail die Unterschiede der verschiedenen Dialekte beschreiben. Der inhaltliche Beginn lag also bei der Sprache und dem damit verbundenen Verweis auf das Besondere. Die Lebensgeschichte fing hier mit der Sprache an. Immer, so lange er sich erinnern konnte, wurde zu Hause Slowenisch gesprochen, was auch eine Abgrenzung nach außen bedeutete. Sprache wirkte dementsprechend als identitätsstiftendes Merkmal.

Die slowenische Sprache als Teil der Familie war generationenübergreifend. Die Großmutter wurde gleich zu Beginn in die Erzählung eingebaut und schien daher wichtig zu sein. Eventuell hat die Großmutter die Sprachtradition bewahrt oder die Bindung zur Großmutter war aus anderen Gründen besonders intensiv. Auch die Eltern wurden sehr bald erwähnt. Großmutter und Eltern waren dabei eine Einheit, obwohl sie als unterschiedliche Erzählungen vorkamen. Eventuell war die Großmutter der Ausgangspunkt und daher wurde zwischen den Eltern und der Großmutter differenziert. Die Frage blieb unbeantwortet, ob die Sprache der Großmutter und der Eltern zwei verschiedene Themen waren. Dabei war unklar, wie es zu möglicherweise unterschiedlichen Sprachen kam bzw. kommen könnte. Es wurde ein vermeintlicher Kontrast zwischen Großmutter, Eltern und Ort angedeutet. Es wurde zu Beginn ein „Wir“ eingeführt, wobei nicht klar definiert war, was dieses Wir mit einbezieht. „Wir... wir zu Hause“ – der doppelte Bezug grenzte auch etwas im Doppelten ab.

Zudem erfolgte gleich zu Beginn eine konkrete Ortsbeschreibung, verbunden mit der Beschreibung des Dialektes, die sehr lokal ausfiel, aber gleichzeitig auch eine Loslösung oder Distanz zu dem Lokalen aufwies. Da eine Distanz zur Ortsbezeichnung geschaffen wurde, stellte sich die Frage, ob die Person selbst nicht mehr direkt im örtlichen Dialekt verankert war und wieso die Ortsbeschreibung wichtig war. Die darauffolgende Pause ließ darauf schließen, dass der Interviewte überlegte, was noch gesagt werden soll und/oder wie zu einem anderen Thema übergeleitet werden kann.

Der Dialekt in Koroška/Kärnten war für die Interpretationsgruppen nicht unbedingt im ersten Moment als slowenischer zu identifizieren. So wie es der Interviewte formulierte, war es etwas Besonderes, den Dialekt zu beherrschen. Das sei nicht selbstverständlich gewesen, auch nicht, wenn man vor Ort wohnte. „Beherrschen“ bedeutete demnach, dass man sich den Dialekt erst aneignen musste. Da die Erläuterungen dazu in der Vergangenheit angesiedelt waren, konnte man davon ausgehen, dass früher vielleicht anders gesprochen wurde als aktuell. Sprache kann sich verändern. Der Kontrast zwischen

Vergangenheit und Gegenwart wurde dabei ebenso deutlich gemacht, wie an anderer Stelle die Unterscheidungen von Orten und Dialekten. Die Ambivalenz zwischen klaren Orts- und Zeitbeschreibungen auf der einen Seite und der Unklarheit, wo sich der Interviewte selbst verortete, auf der anderen Seite, deutete bereits zu Beginn einen Konflikt betreffend sprachlicher und lokaler Identifizierung an. Die Person positionierte sich zwischen Orten und Zeiten, bewertete diese aber nicht. Dieses „Zwischen“ schien für den Erzähler identitätsstiftend zu sein.

Eine weitere Besonderheit des Interviews wurde bereits zu Beginn deutlich, die Detailgenauigkeit, mit der zum Beispiel Laute erklärt wurden. Grammatikalische Unterscheidungen wurden als Distinktion formuliert. Der Befragte distanzierte sich dabei von einem Dialekt. Unterschiede wurden aber relativiert, vielleicht da sie unscharf waren. Je mehr der Befragte ins Detail ging, umso schwieriger war es für die Person klar zu strukturieren. Es stellte sich die Frage, wie der Dialekt mit der Lebensgeschichte verbunden war. Die Person beherrschte die Sprache gut und konnte auch erklären, welche Unterschiede und Feinheiten es gab. Das zeugte von einer gewissen Reflektiertheit im Umgang mit Sprache. Es bestand ein Verbundenheitsgefühl zu einem spezifischen Dialekt, obwohl der Befragte zwischen verschiedenen Positionen saß. Die Person wusste selbst nicht so recht, welcher Sprache sie sich zuordnen konnte. Die Detailgenauigkeit in Bezug auf eine ganz spezielle Form des Dialektes, welche innerhalb der Kernfamilie gesprochen wurde, deutete an, dass zumindest in diesem Kontext klar war, welche Sprache wie gesprochen wurde.

Zusammenfassend kann in Bezug auf den Einstieg gesagt werden, dass die interviewte Person Schwierigkeiten hatte, sich selbst zu verorten. Das betraf auch den Kontext zu Beginn des Interviews: Wo stehe ich selbst? Und aus welcher Perspektive soll ich meine eigene (Lebens)geschichte erzählen? Die Sequenzen weisen auf eine Unterscheidung von Dialekt, Sprache und Verortung (oben/unten als Gegensatz aber zugleich Teil einer Region) hin. Die befragte Person weichte eigene Positionen im Laufe des (komplexer werdenden) Erzählstrangs auf, positionierte sich zwischen den Stühlen und konnte sich selbst schwer bzw. nicht eindeutig verorten. Der Interviewte verortete sich weder in der einen Sprache noch in der anderen und konnte die eigene Geschichte weder in der einen noch in der anderen fließend erzählen. Slowenisch war wichtig für die Selbstidentifizierung. Nichts desto weniger bestanden Konflikte bezüglich Fragen der Abgrenzung sowie ein Spannungsfeld zwischen Sprache und Ort, Ort und zu Hause, öffentlich und privat. Innerhalb der Familie wurde eine eindeutig erklärbare Sprache gesprochen (sowohl mit den Eltern als auch mit der Großmutter), die sich allerdings von anderen Sprachen und von anderen Räumen unterschied und abgrenzte. Es bestätigte sich hierbei, dass Sprache an sich ein Biografie bestimmendes Element ist.

5. 5. 2 **Zweite Feinanalyse**

In der zweiten Stelle des Interviews, die mithilfe einer Gruppe feinanalysiert wurde, kam der Gesprächspartner zuerst darauf zu sprechen, dass es keine „Buhrufe“ mehr gäbe und man „nicht mal mehr verpönt“ oder „blöd angeschaut“ werde, wenn man Slowenisch spreche. Daran schloss das Beispiel eines ihm bekannten älteren Ehepaars aus einer deutschsprachigen Stadt an, die offensichtlich Probleme damit hatten, wenn in der Region Slowenisch gesprochen wurde (siehe oben).

Der Interviewte erzählte von einem Kollektiv, das „schaut“ und es dadurch, im Gegensatz zur Vergangenheit, keine „Buhrufe“ mehr gebe. Der Erzähler drückte sich in diesem Fall besonders vorsichtig aus und umschrieb die Problematik nur, denn das Thema war offensichtlich nach wie vor präsent, auch wenn es nicht mehr in öffentlichen Unmutsbekundungen zum Ausdruck gebracht wurde. Die „Buhrufe“ waren zwar Teil des Themas, blieben dabei aber die harmloseste Handlung, auch wenn sie aufgrund der Hörbarkeit gut wahrnehmbar waren. Möglicherweise gibt es andere Handlungen, die nicht von allen wahrnehmbar sind. „Buhrufe“ waren ein öffentliches Anprangern von anderen Personen oder deren Handlungen sowie eine abgeschwächte Form von Tätlichkeit oder Gewalt. Es war offensichtlich ein derart tabuisiertes Thema, dass der Erzähler selbst heute noch die Worte abschwächte, die er in der Beschreibung verwendete. Es war also nach wie vor präsent. Grund für die vorsichtige Wortwahl waren Alltagserfahrungen, keine besondere Positionierung des Erzählers. Im Vergleich zu früher hatte sich etwas verändert. Weil mehr auf die Thematik geachtet wurde, bestand die Notwendigkeit der öffentlichen „Buhrufe“ nicht mehr, oder die „Buhrufe“ wurden unterdrückt.

In der Erzählung kamen drei Kollektive vor: Erstens, jene, die schauten (eher im institutionellem Rahmen). Zweitens, jene, die „Buh riefen“. Und drittens, jene, die ausgebuht wurden. Die ersten beiden Gruppen waren über ihre Handlungen bestimmt. Die Gruppe von jenen, die „schauen“ musste keine formale Autorität sein. Das Kollektiv hatte eine Macht, war eine moralische Instanz, eine Institution, eine sensibilisierte Öffentlichkeit, wie Teile der Zivilgesellschaft oder die mediale Öffentlichkeit. Darüber lag aber möglicherweise, dass über ein Thema nicht so offen gesprochen werden durfte. Bei dem Kollektiv jener, die „Buh riefen“, ging es um eine Mehrheit bzw. die kraftvollste Gruppe, denn nur in einer gewissen Quantität wurde diese Unmutsbekundung auch gehört. Die dritte Gruppe war bis zu diesem Punkt noch nicht Teil des Textes und konnte daher auch nicht bestimmt werden. „Buhrufe“ treffen üblicherweise Minderheitengruppen und soll diese direkt verletzen. Der Mensch wird dabei im Menschsein, auf der Menschenrechtsebene, verletzt. Das kann eine Situation sein, wie sie in der Vergangenheit üblich war. Es ist nicht mehr in Ordnung „Buh“ zu rufen, wenn es jemanden so verletzt, dass es unterbunden

werden muss. Die Akzeptanz der „Buhrufe“ hat sich in Nicht-Akzeptanz gewandelt.

Im Rahmen der Erzählung tauchte in weiterer Folge „Verpönt“ als Steigerung von „Buhrufen“ auf. Diese Steigerung implizierte Ablehnung und Tabuisierung. Sie besagte, dass das, was „verpönt“ ist, unaussprechlich, nicht gesellschaftlich akzeptiert, gegen die Etikette und nicht gesellschaftsfähig war. „Verpönt“ ist eine bürgerliche Sprechweise, die darauf abzielt, Distanzierung auszudrücken. Es gab ein Reglement, eine starke Instanz, die vorgab, worüber und wie gesprochen wurde. Es wurde in der Sequenz viel Aufwand betrieben, um gleichzeitig zu benennen und nicht zu benennen. Es war eintrainiert, wie über Sachen gesprochen wurde und was gesagt werden durfte. Dabei ging es auch um die Frage von Verleugnung, da in diesem Fall Individuen nicht in der Lage waren, etwas anzusprechen, was passiert war, da sie damit ein Risiko eingehen würden oder ihnen diese Erfahrung sogar wieder abgesprochen werden würde. Die Person spürte die Ablehnung noch mehr als andere, was sich zeigte, indem sie über eine distanzierte Formulierung die eigene Position mithilfe einer kollektiven Position beschrieb. Das, worüber nicht gesprochen werden durfte, war entweder so unaussprechlich oder so latent, dass es nicht festmachbar war. Oder es wurde auf der Wahrnehmungsebene, also dort, wo sich die Person nicht sicher fühlte oder sich schämte, unaussprechlich. Das Ereignis war auch aktuell noch Thema, das nach wie vor von einem moralisierenden Diskurs mitbestimmt wurde.

In der Erzählung ging es um ein Ehepaar. Dabei waren Alter dieses Ehepaars (älter als der Erzähler; Anm.) und Ort der Handlung offensichtlich wichtig. Sie trugen zu einer Identifizierung bei, genauso wie die Unterscheidung von früher und heute oder von Stadt und Land/Region. Die Frau wurde das Sprachrohr und für sie war das Thema immer ausweglos. Sie selbst konnte sich nicht nicht betroffen fühlen. Das Thema passierte in der Interaktion der Situation und musste nicht unbedingt öffentlich ausgetragen werden. Der Interviewte artikulierte eine allgemeine Betroffenheit. Um überhaupt Betroffenheit artikulieren zu können, musste es schon zumindest einmal eine Reflexion darüber gegeben haben. Über Latentes kann nicht gesprochen werden. Die Geschichte über das Ehepaar diente als Beispiel dafür, um die Verbreitung eines Betroffenheitsgefühls zu zeigen. Das „Aufstehen“, also das aktive Sich-weg-Bewegen der Frau, stellte eine aktive Handlung dar, weil die Situation für sie nicht aushaltbar war. Ein_e Sprecher_in der Dominanzsprache kann in so einer Situation leichter eine Aktivität setzen. Ein_e Sprecher_in einer Minoritätensprache verharrt vermutlich eher in der Situation und Position, selbst wenn sie_er die Sprache vielleicht gar nicht versteht. Die Geschichte fungierte als Beispiel, in welchem sich der Ärger darüber manifestierte, dass man nicht Slowenisch sprechen durfte. Es ging um eine Erfahrung der Zurückweisung durch die dominante Sprache. Es ging aber nicht nur um die Sprache, sondern um Sichtweisen auf die jeweilige Gruppe. Es ging um das Gefühl der Bedrohung und des Identitätsverlustes.

5.6 Rekonstruktion der Fallgeschichte

In diesem Analyseschritt geht es um die Gestalt des erlebten Lebens. Dabei werden biografische Daten Schritt für Schritt nach deren Positionierung in der Erzählung interpretiert. Über die Rekonstruktion, welche Lebensphase wie präsentiert wird, kann herausgefiltert werden, welche Bedeutung dieses Ereignis für die Biografie der erzählenden Person hat. Es geht also darum, herauszuarbeiten, wie welche Teile des erlebten Lebens die Lebensgeschichte des Interviewten beeinflusst haben.

5.6.1 Fallstruktur

5.6.1.1 Familienvorgeschichte

Die Eltern des Interviewpartners lernten sich nach dem Zweiten Weltkrieg, von dem sie unterschiedlich betroffen gewesen waren, kennen, also in einer Zeit, in der in Koroška/Kärnten die britischen Alliierten die Verwaltung überhatten. Der Interviewpartner wurde in eine Landwirtschaft geboren, in einer Region in welcher zu dieser Zeit noch in fast allen Häusern Slowenisch gesprochen wurde. Kennzeichnend für die Familie ist der Dialekt, welcher zwar dem der Region glich, sich allerdings in Details unterschied, da die Eltern aus einer anderen Region zugezogen sind. Damit bekam dieser für ihn eine gesonderte und besondere Position rund um die Frage der Sprache. Der Dialekt war nicht nur repräsentativ für die linguistische Variante von Region. Darüber hinaus stellte er den Bezugspunkt für die familiären Zusammenhänge dar, in welche der Interviewte hinein geboren wurde.

Seine Biografie begann als Familiengeschichte der Großmutter und der Eltern. Einerseits ging er im Laufe des Interviews kurz auf die Biografien seiner Eltern ein, andererseits beschrieb er, wie mit Erwachsenen geredet wurde am Beispiel der Eltern. Diese wurden von den Kindern per Sie angesprochen. Im Nachfrageteil kamen dann weitere Familienmitglieder, wie die Urgroßtante, der Großonkel und der Großvater hinzu. Deren Geschichte war wichtig für das Explizieren der Mobilitätsgeschichte der Eltern. In weiterer Folge kamen auch die Geschwister des Interviewpartners dazu, da diese den gleichen Dialekt gelernt haben, mit Verweis darauf, wer wo wohnte und wer was von den Eltern übernommen hatte. Damit bettete er im Laufe der Narration seine eigene Geschichte in jene der Familie ein, auch wenn viele Familienmitglieder erst im Nachfrageteil erwähnt wurden. Es kann auch mit dem Wissen der Fragestellung zusammenhängen, dass Details der Herkunftskernfamilie nicht als offensichtlich relevanter Teil der Beantwortung interpretiert wurden, da alle Slowenisch sprachen und somit die Nicht-Weitergabe in diesem Bereich kein Thema war.

5. 6. 1. 2 Kindheit

Die vorschulische Kindheit war von zwei großen Bereichen dominiert – der Landwirtschaft und dem Tourismus. Beide haben mit Arbeit zu tun und beide spielten sich zu Hause ab. Er berichtete dabei auch davon, wenig Freizeit gehabt zu haben. Da die Landwirtschaft täglich weitergeführt werden musste, auch im Sommer, wenn viele Gäste da waren, hingen die Geschichten zusammen. In der Landwirtschaft hatte er als Kind den Eltern zu helfen und Aufgaben zu übernehmen, wie beispielsweise die Kühe zu hüten. Wichtig war das für die weitere Biografie insofern, als dass durch die relative finanzielle Unabhängigkeit der Eltern die weitere Pflege der slowenischen Sprache, trotz politischen und gesellschaftlichen Drucks, tendenziell eher möglich war. Landwirtschaft und Tourismus vermischten sich in Bezug auf den Alltag. So wurde beispielsweise die Frühstücksmilch für die Gäste frisch gemolken und die Gäste konnten den Alltag der Landwirtschaft miterleben. Der Unterschied in Bezug auf Sprache bestand darin, dass im Alltag der Landwirtschaft Slowenisch dominierte, während im Alltag des Tourismus Deutsch vorrangig war (die Gäste waren meist Deutschsprachige). Auch die Eltern redeten mit den Gästen Deutsch. Wenn die Verpflichtungen der Landwirtschaft erledigt waren, machten die Kinder Ausflüge mit den deutschsprachigen Gästen, die oft Autos hatten. Außerdem spielten sie mit deren Kindern.

Damit wurde die deutsche Sprache in der Kindheit durchaus auch mit positiven Erlebnissen verbunden. Der Bauernhof wurde aufgrund des Tourismus umgebaut, ausgebaut und modernisiert, um den Ansprüchen gerecht zu werden. Tourismus wurde also mit wirtschaftlichem Vorankommen und Möglichkeiten des Zusatzverdienstes verbunden. Zusätzlich zu den Gästekindern spielte der Interviewpartner in seiner Kindheit auch mit anderen Kindern aus der Ortschaft. In den meisten Häusern wurde damals noch Slowenisch gesprochen. Er konnte im Interview genau aufzählen, welche Häuser deutschsprachig waren. Dabei führte er aus, dass sie als Kinder redeten, wie ihnen „der Schnabel gewachsen ist“. Sie machten sich keine Gedanken über die Spielsprache und konnten sich so oder so verständigen. Es gab aber in seinem Umfeld auch Erwachsene, die zwar Slowenisch konnten, jedoch ablehnten es zu sprechen. Diese bezeichnete er als „Deutschgesinnte“. In den Erzählungen der Kindheit sind es jene Personen, die ihn zurechtwiesen, wenn er Slowenisch sprach und ihn damit erstmals mit negativen Reaktionen bezüglich seines Slowenisch Sprechens konfrontierten. Rückwirkend erklärt der Interviewte die Ursache für die aktive Ablehnung des Slowenischen durch diese Personengruppe mit dem vorangegangenen Zweiten Weltkrieg.

5. 6. 1. 3 Volksschulzeit

Seine Volksschulzeit war überschattet von den Diskussionen über den zweisprachigen Unterricht. War dieser anfangs noch für alle verpflichtend, änderte sich dies erst zum Abmel-

de- und dann zum Anmeldeerlass. Das hatte auch einen Einfluss auf den Interviewten. Da der öffentliche Druck zum rein deutschsprachigen Unterricht groß war, wurden die meisten Kinder schlussendlich nicht zum Slowenischunterricht angemeldet. Jene, die angemeldet waren, wie der Interviewpartner, spürten die Veränderungen einerseits, weil ihre Unterrichtszeit länger war, und andererseits, weil sie im Zuge dessen als ‚anders‘ abgestempelt wurden. Die Diskussionen um den zweisprachigen Unterricht schädeten den Anmeldezahlen. Damit wurde der slowenischsprachige Unterricht zu einem unsicheren Raum für die Kinder und ihre Eltern. Der Interviewte gab zu diesen Umständen und Situationen an, sich nicht mehr genau daran erinnern zu können. Weiterhin den Slowenischunterricht zu besuchen konnten sich oft nur Angehörige von Familien mit einem halbwegs gesicherten Status leisten. Der Druck gerade auch für Eltern, welche in lohnabhängigen Berufssparten waren, war oft zu groß, als dass sie ihre Kinder im zweisprachigen Unterricht angemeldet lassen konnten. Da über die Landwirtschaft und den Tourismusbetrieb die Eltern des Interviewten relativ selbstständig waren, konnten sie ihr Kind weiterhin zum Slowenischunterricht anmelden. Er hatte in der Volksschule gute Noten, weshalb er im Anschluss das Gymnasium besuchen konnte.

5. 6. 1. 4 Gymnasium

Um auch nach der Volksschule in slowenischer Sprache Bildung zu erlangen, besuchte der Interviewpartner das slowenische Gymnasium. Hier wurde Deutsch, auch im Zeugnis, als Fremdsprache und Slowenisch als Unterrichtssprache geführt. In den Pausen und untereinander sprachen die Schüler_innen nur Slowenisch. Das war somit der einzige schulische Rahmen, in welchem es möglich war, Slowenisch zu reden, ohne vor Ort einem Stigma unterworfen zu werden, sowie die einzige Institution im Leben des Befragten, deren dominante Sprache Slowenisch war. Trotzdem gab es die offensichtliche Unterordnung des slowenischen gegenüber den deutschsprachigen Gymnasien. Das slowenische Gymnasium war zur Miete in einer anderen Schule untergebracht und der Unterricht fand nur am Nachmittag statt, während die Schüler_innen des deutschsprachigen Gymnasiums am Vormittag Unterricht hatten.

Ein wichtiger Aspekt im Alltag der Gymnasialzeit war die Tatsache, dass Schüler_innen aus unterschiedlichen Regionen im Internat wohnen mussten, um diese Schule besuchen zu können. Das bedeutete einerseits die Erfahrung, dass es verschiedene Regionen gab, in denen Slowenisch gesprochen wurde, und andererseits, dass, um höhere Bildung in jener Sprache erlangen zu können, die in der Region und Familie gesprochen wurde, es notwendig war, wegzuziehen und woanders als bei der Familie zu wohnen. Er besuchte vier Jahre das Gymnasium und entschied sich nach der Unterstufe, in einen Lehrberuf zu wechseln. Damit war Slowenisch, abgesehen von der Kirche, seiner Kindheit vor der Einschulung

sowie der Volksschulzeit vor den Änderungen im Schulwesen, nach diesen vier Jahren keine standardisierte Sprache mehr im außerfamiliären Kontext.

5. 6. 1. 5 Kirche

Die Kirche spielte eine wichtige Rolle in der Biografie des Interviewten. Als Kind war er Ministrant und verbrachte seine Zeit nicht nur bei den wöchentlichen Messen, sondern auch bei Weihen u.Ä. außerhalb sakraler Bauten. Die Kirche stellte dabei eine überregionale Institution dar, welche sich für Zweisprachigkeit aussprach. Aufgrund der Interaktion mit den Pfarrern, die Slowenisch konnten, stellte die Kirche einen Ort dar, in dem Zweisprachigkeit funktionierte. Es existierten stetig Konflikte, aufgrund von Forderungen, auch in diesem Raum nur Deutsch zu sprechen, die eine unangenehme Stimmung erzeugten. Dennoch stellte die Kirche für den Interviewten einen Schutzraum im (semi-)öffentlichen Raum dar. Umso einschneidender war ein damit verbundenes Kindheitserlebnis, als der Interviewte in genau diesem eigentlich sicheren Rahmen, als Ministrant bei einer Denkmaleinweihung, dazu angehalten wurde, nur Deutsch zu sprechen. Die Tatsache, dass das Gebot Deutsch bzw. das Verbot Slowenisch zu sprechen in diesem Fall von einem Erwachsenen kam, welcher selbst Slowenisch sprechen konnte, verstärkte die Irritation, die durch diese Situation ausgelöst wurde. Über das Verlassen des Kirchenraums von deutschsprachigen Personen wurde der Kirchgang zu einem Politikum gemacht. In abgeschwächter Form wurde damit das in die Kirche gehen zu einer Positionierung. Bis heute ist der Interviewpartner ein aktiver Kirchgänger und hat damit in dem Raum, in dem er sich sicher fühlt, doch Stellung bezogen.

5. 6. 1. 6 Sport

Sport war immer ein wichtiges Thema für den Interviewten. In der Kindheit waren einzelne Sportarten seine einzige mögliche und wirkliche Freizeitbeschäftigung. Über die Förderung seines sportlichen Talents, sowohl durch die Eltern wie durch einen Lehrer im Gymnasium, fand er einen Zugang zu überregionalen Vereinsstrukturen. Über den sportlichen Erfolg erfuhr er in diesem Bereich für ihn wichtige Anerkennung. Die überregionale Öffentlichkeit kommentierte allerdings, oft abschätzig, die Herkunft jener Vereine, die ihren Sitz im zweisprachigen Gebiet hatten. Zudem redeten selbst jene, die Slowenisch beherrschten, schon allein aufgrund der Möglichkeit der negativen Bewertung am Sportplatz Deutsch. Das heißt für die Biografie, dass auch der Erfolg und die Anerkennung im Sport im Zusammenhang steht mit einer weiteren Erfahrung von Deutsch als Norm.

5. 6. 1. 7 Beruf

Der Berufsalltag fand durchgehend in Städten statt, welche in erster Linie deutschsprachig waren. Auch wenn der Interviewte den Arbeitsplatz wechselte, blieb es immer Thema, dass er Slowenisch sprach bzw. in einer slowenischsprachigen Region lebte. Die Arbeitsstellen waren zudem immer im öffentlichen oder staatsnahen Dienst angesiedelt. Das bedeutete, dass über das Anstellungsverhältnis Deutsch als Staatssprache etabliert wurde und somit weiter die institutionalisierte Norm darstellte. Dies ging einher mit dem schriftlichen Eintrag von Slowenisch als Fremdsprache bei Dienstantritten oder im Bundesheer, einer weiteren staatlichen Instanz. Ein weiteres wichtiges Thema im Berufsalltag war die wenige Zeit, die er dadurch für seine Familie hatte, sowie die Kolleg_innenschaft, welche sich abfällig über die „Windischen“ und die „windischen Regionen“ äußerten und ihn damit in die Situation brachten, sich für seine Erstsprache rechtfertigen zu müssen.

5. 6. 1. 8 70er Jahre

Die 70er Jahre waren rund um den Themenbereich Slowenisch-Deutsch in Koroška/Kärnten eine wichtige Zeit. So hinterließ sie auch in der Biografie des Interviewten Spuren. Die offensichtlichste dabei ist jene, dass er immer wieder betonte, nichts mit den Streitereien und Konflikten zu tun gehabt zu haben, sich immer rausgehalten habe und eigentlich nichts damit zu tun haben wollte. Dominierend waren alle Arten von Streitereien, die er aber in der Einstiegserzählung nur andeutete und nicht explizierte. Einen großen Teil der Erzählung über die 1970er und des medial auch außerhalb von Koroška/Kärnten rezipierten ‚Ortstafelstreits‘ besprach der Interviewpartner erst im Nachfrageteil. Dabei führte er näher aus, was er mit Streitereien meinte, vor allem, indem er Vergleiche zur kroatischen Minderheit in Ungarn zog. Der Interviewte bezeichnete die 70er als „blöde Zeit“. Es sei täglich zu spüren, in der Zeitung zu lesen und in den Nachrichten zu sehen gewesen, welche Dispute es gab. Das bekam er auch im Beruf zu spüren, da er sich dort immer für alle Konflikte rechtfertigen musste, obwohl er sich selbst nicht als Teil davon sah. Die Gründung einer Familie zu dieser Zeit könnte den Stressfaktor und damit den Wunsch, Ruhe zu haben, erhöht haben.

5. 6. 1. 9 Familie

Der Interviewpartner betonte, dass er jung geheiratet hatte. Seine Frau hatte er in einem Sommer kennengelernt, also in der gleichen Jahreszeit, in der der Tourismus der Region am stärksten ist. Mit seiner Frau bekam er zwei Kinder. So ergaben die Umstände, Erstsprache der Ehefrau und arbeitsintensiver Alltag außerhalb der Familie, dass Deutsch zur Sprache der selbst gegründeten Familie wurde. Seine Kinder sind mittlerweile beide

verheiratet. Er berichtete davon, was seine Kinder alles geschafft haben. Eine zentrale Rolle in Bezug auf die Familiensprache spielte dabei der Generationenwechsel. Alle Enkelkinder wuchsen zweisprachig auf, gingen ins slowenische Gymnasium und waren in der Freizeitgestaltung sehr aktiv. Die Aktivitäten der Enkelkinder erfüllten ihn offensichtlich mit Stolz, da er ausführlich und gerne darüber berichtete. Seine Kernfamilie ist ihm sehr wichtig. Mittlerweile wurde zudem die Zweisprachigkeit innerhalb der Familie zur Norm.

5.7 Kontrastierung von erzählter und erlebter Lebensgeschichte

Der Fokus in diesem Analyseschritt liegt auf dem Vergleich der bisher gemachten Interpretationen. Dabei soll extrahiert werden, aus welcher Perspektive die Vergangenheit erzählt wird und wie sich diese auf die Art und Weise auswirkt, wie der Interviewpartner in der Gegenwart über seine Lebensgeschichte spricht. Dabei muss immer auch der Rahmen mitgedacht werden, in welchem der Interviewte sein Leben erzählt hat – ein Interview im Rahmen einer Masterthesis mit einer spezifischen Fragestellung – denn das hat Einfluss sowohl auf das Präsentationsinteresse wie auf die Stränge der Erinnerung. Da dieser Analyseschritt eine Zusammenführung der bisherigen Ergebnisse darstellt, findet er sich in der Arbeit sogleich als Resümee wieder.

5.7.1 Resümee

In der Analyse der biografischen Daten haben sich vier Ebenen als relevant für die Erzählung herausgestellt: Regionalität, Status, Ambivalenz und Sprache, letzteres vor allem im Sinne von Zwei- oder Mehrsprachigkeit. Diese Ebenen haben sich in den darauffolgenden Schritten stets verdichtet. Zusätzlich erschlossen sich noch weitere Aspekte wie die Abgrenzung von Polarisierungen und eine Infragestellung von Institutionen. Diese Punkte werde ich nun zusammenfassend beschreiben. Zum Schluss dieses Schrittes komme ich auf meine Einstiegsfrage zurück, da diese die Erzählweise und Perspektive des Interviewpartners mit beeinflusst hat.

Region war vom Anfang der Erzählung bis zum Schluss eine wichtige Komponente der Lebensgeschichte. Dabei verband sich die Bedeutsamkeit der Region immer wieder mit der Notwendigkeit, die Region zu verlassen. Auch für den längerfristigen Erhalt der regionalen Sprache schien dieses (temporäre) Verlassen relevant zu sein. Das heißt, dass die regionale Sprache über die Grenzen der Region hinausging, um in der Region erhalten werden

zu können. Die Erzählung der Bedeutsamkeit von Region und Regionalität könnte auch mit dem EU-Beitritt Sloweniens und dessen Eintritt in den Schengen-Raum zusammenhängen. Im Zuge dessen gewannen regionale Räume an Bedeutung, da nationalstaatliche Grenzen gelockert wurden, um diese wirtschaftlich und touristisch zusammenzuführen. Fraglich ist, ob das Interview und die Perspektive, welche Mehrsprachigkeit als progressiven Wert unterstreicht, vor diesen Ereignissen in derselben Form möglich gewesen wären. Region war für den Interviewten mehr als nur die Verbindung einzelner Orte. Das wurde spätestens offensichtlich, als er sich zu der ‚Ortstafellösung‘ äußerte und meinte, einzelne Orte zu beschriften, so wie es jetzt sei, wäre nur verschwendetes Geld. Wenn überhaupt, dann müsste die gesamte Region eine zweisprachige Tafel bekommen. Diese würde allerdings, so ist er überzeugt, aber bald wieder abmontiert werden und könnten daher nicht Teil eines möglichen ‚Kompromisses‘ darstellen. Damit zeigte er auch auf, dass die Zwei- oder Mehrsprachigkeit der Region trotz all der positiven Bezüge und Entwicklungen nach wie vor nicht unhinterfragt akzeptiert wird.

Die Ebene des Status wurde in der Erzählung vor allem über die Frage und Wichtigkeit von Anerkennung durch „Andere“ verhandelt. Ein Teil davon war der Erfolg mit dem Tourismusbetrieb in der Kindheit, sowohl in Bezug auf die Größe der Unterkunft wie auch auf die Stellung der Gäste. Ein weiteres Zeugnis war die Möglichkeit der Eltern des Interviewpartners, ihn zum slowenischsprachigen Unterricht anzumelden. Das deutete auf einen gesicherten Status hin, welcher nicht durch deutsche Dominanz und Stigmatisierung ins Wanken geraten konnte. An mehreren Stellen im Interview argumentierte der Interviewte, wie wichtig es gewesen war, die Schriftsprache zu beherrschen. Das deutete wiederum darauf hin, dass die Möglichkeit, diese zu erlernen, als bedeutend wahrgenommen wurde. Sowohl die deutsche wie die slowenische Schriftsprache wurden vor allem über Institutionen wie die Schule weitergegeben. Insgesamt schien also, erstens ein gefestigter Status bedeutend zu sein, um Slowenisch weitergeben zu können. Zweitens war eine sprachliche Anerkennung wichtig, um die Sprache auch öffentlich verwenden und pflegen zu können. Der Interviewte konnte dieses Narrativ so bilden, weil er davon ausging, dass Zweisprachigkeit aktuell (wieder) gelebt werden kann.

Schon in der Feinanalyse des Einstiegs wurde ein Bild des ‚Zwischen-den-Stühlen-Sitzens‘ gezeichnet. In den darauffolgenden Analyseschritten kam immer wieder eine damit in Zusammenhang stehende Zwiespältigkeit zum Ausdruck. Diese hatte bereits in der Kindheit ihre Wurzeln, als Unsicherheiten von außen an den Interviewpartner herangetragen wurden. So war es für ihn als Kind schwer zu verstehen, welche Sprache wann erlaubt war bzw. wie eine falsche Verwendung sanktioniert wurde. Im Wissen meines Forschungsinteresses diente diese Erzählung vor allem der Erklärung, dass er auf diesem Weg gelernt hatte, sich anzupassen, indem er immer die Sprache verwendete, in der er angesprochen wurde. Die Unsicherheiten in der Wahl der Sprache (wann ist Slowenisch er-

laubt und wann nicht) brachten den Interviewten also dazu, auf Anrufungen in der jeweils adäquat wirkenden Sprache zu antworten. Er schien froh zu sein, dass es gegenwärtig nicht mehr notwendig sei, sich andauernd verteidigen zu müssen, wenn man nicht nur Deutsch, sondern auch Slowenisch sprechen könne. Es wurde nicht ganz klar, ob diese Ambivalenzen infolge von Wertungen von Erwachsenen, die zwar zweisprachig waren, aber sich einsprachig Deutsch gaben, ein Grund dafür waren, die Sprache nicht weiterzugeben. Oder ob, vice versa, die Nicht-Weitergabe aufgrund der aktuellen Situation die Ambivalenzen und Unsicherheiten in der Erzählung im Nachhinein auslösten. Die Tatsache, dass seine Kinder die Sprache nachträglich lernten, während er wegen der Nicht-Weitergabe selbiger interviewt wurde, machte auch diese Erklärung plausibel. Eine weitere Ambivalenz, die aus dem Interview herausgelesen werden konnte, war jene zwischen dem Willen, aktiv oder passiv sein zu wollen. Das heißt zwischen einem sich-rechtfertigen-zu-wollen oder doch nicht. Einerseits wurde dies ersichtlich bei Erinnerungen an das Verteidigen-Müssen von Geschehnissen in der Region, an denen er nicht beteiligt sein wollte. Andererseits wurde dies in der Selbstpräsentation, hinsichtlich der Beantwortung meiner Fragestellung, im Interviewkontext kenntlich.

Auch wenn Sprache ein übergeordnetes Thema darstellte, so konnte der Begriff auch als eigene, spezifische Kategorie wahrgenommen werden. Diesbezüglich war zu bemerken, dass der Interviewte im Nachhinein die Zwei- und Mehrsprachigkeit als etwas Gewinnbringendes interpretierte. Die Verunsicherungen, von denen ich im vorherigen Absatz geschrieben habe, deuteten allerdings darauf hin, dass er dies nicht immer so sah. Darauf deutete unter anderem die Argumentation hin, dass Österreich ja ein deutscher Staat sei und es daher verständlich sei, dass Slowenisch als Fremdsprache gelte. Es kam im Laufe des Interviews immer wieder zu Situationen und Momenten in seiner Biografie, in denen aktiv gegen seine Erstsprache vorgegangen wurde. Der Interviewpartner unterschied dabei zwischen Menschen, die nur Deutsch konnten und für die er Verständnis hatte, und Menschen, die das Slowenische abwehrten und „Deutschgesinnte“ waren. Die Differenzierung war ihm wichtig. Er betonte speziell, nicht alle in einen Topf werfen zu wollen, so wie er in keinen Topf geworfen werden wollte, indem er alleine über seine Sprache definiert und bewertet wird. Er interpretierte allerdings die Möglichkeit, die Sprache jederzeit wechseln und sich auf das Umfeld einstellen zu können, durchwegs als etwas Positives.

Der Punkt, welchen ich als ‚Abgrenzung‘ benenne, bezog sich vor allem auf Argumentationen des Interviewpartners bezüglich ‚Extremismus‘. Dabei ging es um postulierte Polarisierungen, in die der Interviewte nicht involviert sein, von denen er sich abgrenzen wollte. Im Interview brachte der Gesprächspartner immer wieder Argumente gegen die „Extremen“ vor. Damit meinte er die „Deutschgesinnten“ und Leute, die „auf Slowenisch beharrten“, als die zwei entgegengesetzten Pole. Er führte dabei an, dass bereits seine Eltern keine „Extremen“ waren und sich nie in Politik eingemischt hätten. Dabei schien durch,

dass er politisch zu sein bzw. politisch öffentlich Stellung zu beziehen als Teil einer „extremen“ Positionierung verstand. Damit etablierte er retrospektiv eine innerfamiliäre Kontinuität, die er während des Interviews immer wieder weiter fortschrieb. Er führte diese Kontinuität über seine Positionierungen bzw. sein Zurückhalten in Streitfragen weiter bis zu seinen Kindern, die sich jetzt in liberalen Kreisen bewegen, innerhalb derer aufgrund der gegenwärtigen Stimmung Zweisprachigkeit durchaus funktioniert.

Ein weiterer Punkt, der im Rahmen der Analyse ersichtlich wurde, war die ständige Infragestellung von Institutionen von der Mehrheitsgesellschaft, die zu einer institutionalisierten Infragestellung der slowenischen Sprache beitrugen. Einerseits betraf dies die Infragestellung der sprachlichen Gestaltung der Institution Schule in genau jener Zeit, in welcher der Interviewte in die Schule ging. Im Berufsalltag wurde nicht nur die in Österreich offiziell anerkannte Amtssprache Slowenisch nicht als solche wahrgenommen. Es ging sogar so weit, dass sie als Fremdsprache deklariert wurde. Da es sich in erster Linie um Berufe im (semi-)öffentlichen Dienst handelte und auch die Kolleg_innenschaft die Sprache nicht respektierte, erhielt diese Problematik eine noch viel größere Tragweite. Gerade Festhalten von Slowenisch als Fremdsprache war ein besonders prägnanter Akt, da somit die Erstsprache als Fremdsprache manifestiert wurde. Die einzige staatliche oder staatsnahe Institution, die eine Ausnahme darstellte, war das slowenische Gymnasium. Dort war im Zeugnis Deutsch als Fremdsprache angeführt. Nicht zu vergessen sind diesbezüglich auch die 1970er, als im Rahmen des Ortstafelkonflikts weder Legislative noch Exekutive ernst genommen wurden und die Judikative in Bezug auf die Durchsetzung von Rechten der Kärntner Slowen_innen keine Umsetzung fand.

Als Hauptgründe für die Nicht-Weitergabe des Slowenischen führte der Interviewpartner an, dass er nicht explizit darüber nachgedacht hatte, die Sprache weiterzugeben, auch aufgrund der eigenen Jugend. Außerdem führte er die Einsprachigkeit der Ehefrau an, die hauptsächlich für die Erziehung der Kinder verantwortlich gewesen war, während er außerhalb des Haushaltes arbeiten gegangen war. Allerdings verband er das nie mit einer personalisierten Schuldzuweisung oder Schuldfrage. Im Gegenteil, das gesamte Interview über war ihm die Unterscheidung zwischen Deutschsprachig und Deutschgesinnt besonders wichtig. Seine Frau zählte zur ersten Gruppe. Zudem führte er Beispiele von anderen heteronormativen Familien an, in denen auch nur Deutsch geredet wurde, obwohl die Frau* Slowenisch konnte und der Mann* nur Deutsch. Seinem Narrativ zufolge war es in seiner Generation normal, dass sich das einsprachig Deutsche durchsetzte sobald ein Teil einer Partner_innenschaft nur Deutsch sprach. Er führte das auf Strukturen und Bedingungen zurück und nicht auf Einzelpersonen. Die Lebensgeschichte, die der Interviewpartner im Anschluss an die Frage der Nicht-Weitergabe erzählte, zeigte in unterschiedlichen Erzählungen, wie es dazu kommen konnte, dass diese zur Norm wurde. Dass der Interviewte respektvoll über Einzelpersonen sprach und keine individuelle Schuldfrage

stellte, zeugte davon, dass die Implikationen des gesellschaftlichen und diskursiven Rahmens bereits reflektiert wurden. Trotzdem war die Eigenpositionierung des Interviewten in dieser Frage von Ambivalenzen bestimmt, die nicht in allen Facetten widersprüchlich waren. Dies ist allerdings nur eine mögliche Form der Nicht-Weitergabe der Erstsprache, wie ein erster Blick auf die weiteren narrativen Interviews zeigte.

5.8 Vergleich mit anderen Interviews

Da ich für eine vergleichende Typenbildung mehrere rekonstruktive Fallanalysen benötigen würde, habe ich mich dazu entschieden, den Schritt der theoretischen Verallgemeinerung nicht zu explizieren. Ich habe in den vorhergehenden Analyseschritten versucht, die entscheidenden Schlussfolgerungen zu formulieren, dass im Einzelfall Allgemeines zu finden ist. Ich finde es jedoch wichtig, dennoch einen Vergleich mit den anderen Interviews herauszuarbeiten, da dies einerseits bereichernd für die Ergebnisse dieses Textes ist und andererseits andere mögliche biografische Hintergründe und daraus abzuleitende Antworten meiner Fragestellung aufzeigt.

An dieser Stelle möchte ich einen Überblick über die weiteren Interviews geben und sie miteinander vergleichen. Das soll einerseits aufzeigen, wie vielfältig die biografischen Hintergründe sind und wie unterschiedlich Lebensgeschichten erzählt werden können. Andererseits gibt es Hinweise auf weitere Aspekte der Fragestellung, welche im Anschluss betrachtet werden könnten. Ich beginne mit einer kurzen Übersicht, bevor ich näher auf einzelne Faktoren eingehe, die sich in mehreren Interviews als relevant herausgestellt haben.

Alle interviewten Personen kannten meine Fragestellung. Dementsprechend versuchten sieben der acht Interviewpartner_innen bereits in der Haupterzählung, diese zu beantworten. Die Hauptgründe, die manifest angeführt wurden, waren dabei die Nicht-Weitergabe aufgrund der Partner_innen, deren Einsprachigkeit oder deren familiärer Kontext, der für den Willen verantwortlich war, Deutsch sprechen zu wollen. Hinzu kam außerdem das Motiv, die eigenen Kinder vor Diskriminierungserfahrungen aufgrund der gesprochenen Sprache schützen zu wollen. Fünf meiner Interviewpartner_innen sind vor 1945 geboren und vier von ihnen bauten die Zeit des Nationalsozialismus bzw. des Zweiten Weltkrieges in ihre Lebensgeschichte ein. Abgesehen davon war eines der am häufigsten ausgeführten Themenfelder die Schule. Dabei ging es um Mobbing in der Schule oder auf dem Schulweg sowie um das Schulsystem an sich. Dieselben Interviewpartner_innen machten auch die Musik und die besondere Stellung slowenischer Lieder zum Thema. Die 70er und die Frage der Abgrenzung zu einem ‚Extremismus‘ wurden ebenso oft angesprochen wie die

Frage, was ‚Windisch‘ sei. Der Begriff wurde überwiegend mit Beschimpfungen in Verbindung gebracht, mit Ausnahme einer interviewten Person, die sich selbst als ‚Windisch‘ bezeichnete. Auch Dialektwörter, Begriffe, Flur- und Vulgonamen waren bei einigen der Erzählungen wichtig. Die diesbezüglichen Beschreibungen waren zumeist mit der Sorge verbunden, dass diese alten Bezeichnungen verloren gingen.

Weitere öfter herausgestrichene Themenfelder waren der Tourismus und die deutschsprachigen Gäste, Bezüge zur Gegenwart und aktuelle politische Diskussionen, die Zwei- oder Mehrsprachigkeit der Enkel_innen, die Kirche als Konfliktfeld, slawische Sprachen als Sprachgruppe sowie, dass eigentlich eine andere Ausbildung und damit ein anderer Lebensverlauf angestrebt worden war. Letzteres hatte einen klaren Geschlechteraspekt, da dies vor allem von Frauen*, welche vor 1945 geboren wurden, breiter erzählt wurde. Diese Erzählungen wurden mit dem Hinweis versehen, dass es die entsprechenden Möglichkeiten nicht gegeben und Mädchen* sowieso geheiratet hätten. Zu einem anderen wichtigen Aspekt der Erhebung wurde die Zeit unmittelbar vor und nach den Interviews, die ich mit fast allen Interviewpartner_innen (auf deren Einladung) verbrachte. Bei sechs Interviews wurde mir vor, während oder nach dem Interview Essen angeboten. Essen war auch in den Interviews an sich ein Thema. Dabei wurde das Zusammenspiel von lebensgeschichtlicher Erzählung und der Verbindung zur Gegenwart an diesem Beispiel offengelegt. Beispielsweise wurden in einigen Erzählungen die Veränderungen der (Möglichkeit der) Versorgung mit (welchen) Lebensmitteln eingebaut.

An dieser Stelle möchte ich die ersten Reaktionen und Antworten auf die Einstiegsfrage zusammenfassen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, auf die Einstiegsfrage „Erzählen Sie mir von Ihrem Leben“ zu reagieren. Mittels Überblick zu antworten, kann auf ein Präsentationsinteresse einer selbstreflexiven Eindrucksvermittlung hinweisen. Wenn in der Kindheit begonnen wird, kann das bedeuten, dass der gesamte Lebenslauf miteinbezogen wird, die Familie wichtig ist und es Kontinuitäten im Sinne einer privaten Entwicklung gibt. Wenn im Heute begonnen wird, ist die Gegenwart besonders präsent und kann entweder auf Brüche, von denen sich die Interviewpartner_innen abgrenzen, oder auf besonders statische Kontinuitäten hinweisen. Wird mit der Erläuterung von Werten begonnen, deutet dies auf eine Selbstdarstellung in Bezug auf den eigenen Status hin. Liegt der Beginn bei der Familiengeschichte vor der Geburt deutet dies auf eine Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte, überpersoneller Kontinuität sowie auf eine Selbstpräsentation als Teil einer größeren Geschichte, eines transgenerationalen Narratives hin. Wird als Einstieg eine Orientierung an historischen Ereignissen gewählt, bedeutet dies eine Distanzierung von der persönlichen Ebene, eine Verallgemeinerung der eigenen Geschichte oder ein Selbstverständnis als Expert_in. Wird allerdings nachgefragt, was die Einstiegsfrage bedeutet, kann dies mehreres sein: Es kann der Versuch sein, Zeit zu gewinnen, ein Hinweis auf Probleme mit dem Verständnis der Frage, ein Hinweis auf

Inkonsistenzen im Leben, die den Einstieg erschweren oder eine besondere Vorsicht bei der Themenwahl. Wird aber geantwortet, dass es nicht viel zu erzählen gibt, deutet dies Unsicherheiten, geringe Reflexion der eigenen Geschichte oder eine Abwertung seiner selbst an. Es kann am Beginn aber auch über das Leben von anderen geredet werden, was wiederum auf Ablenkung, Verbergen, Abwertung und Distanzierung von und zur eigenen Lebensgeschichte hinweist.

Die Hälfte der Interviewpartner_innen fragten noch einmal nach, was mit der Einstiegsfrage gemeint sei. In weiterer Folge wurden sehr unterschiedliche Einstiege gewählt: Diese begannen bei der Geburt mit einem darauffolgenden Fokus auf den Ausbildungs- und Berufsweg, bei der Familie, übergenerational bei den Eltern oder bei der eigenen Kindheit.

Die Schule war in jeder Lebensgeschichte Thema. Die meisten konnten bis zum Schuleintritt noch kein Deutsch, weswegen dieser Institution die zentrale Rolle zukam, ihnen diese Sprache beizubringen. Alle Frauen*, die vor 1945 geboren sind, hatten nur die Möglichkeit, die Pflichtschule, zumeist acht Jahre Volksschule und ein Jahr einer Hauswirtschaftsschule oder eine Berufsschule, zu absolvieren. Fand die Einschulung während des 2. Weltkrieges statt, war Slowenisch im Unterricht verboten. Fand sie danach statt, griff der verpflichtende Slowenischunterricht oder sie bekamen den Schulstreik und die Konflikte um das Minderheitenschulwesen zu spüren, inklusive aller Auswirkungen der darauffolgenden Ausgrenzung. Der Schulweg und die Schule wurden oft separat behandelt. So kam es bei einem Interview dazu, dass die_der Interviewpartner_in die Schule gerne besuchte, da sie_er leicht lernte. Der Schulweg war aber mit Stigmatisierung und Beschimpfung aufgrund der zu Hause gesprochenen Sprache verbunden. Bei einem anderen Interview war nicht der Schulweg Thema, sondern die schlechtere Behandlung von Slowenischsprechenden durch eine Lehrperson und wie ihre Bildung darunter litt. Die Erzählungen der Schulzeit waren grundsätzlich unterschiedlich, allerdings wurde die eigene Schulzeit durchwegs negativ besprochen.

Alle Interviewpartner_innen mussten in ihrem Leben sehr viel arbeiten. Einige hatten einen Betrieb daheim, wie eine Landwirtschaft oder einen Tourismusbetrieb. Vor allem bei den interviewten Frauen* kam bei einigen eine prekäre Situation in Bezug auf Krankenversicherung, Pension oder Anrechenbarkeit der Arbeitszeiten zu Tage. Raum und Zeit, die neben Arbeit und Familie blieben, wurden mit Engagement und Tätigkeiten in Ehrenämtern und in Vereinen gefüllt. Dies traf eher auf die interviewten Männer* zu als auf die Frauen*. Jene Erlebnisse, die mit dem Arbeitsalltag oder derartigen Aktivitäten in Gemeinschaften verbunden wurden, wurden oft mit Fragen von (vor allem extrinsischer) Anerkennung und wie diese erlangt werden konnte in Zusammenhang gebracht. Der eigene Status und jener der Herkunftsfamilie spielten dabei oft eine Rolle. Das rekonstruierte

Interview zeigte auf, dass die Frage von Status relevant sein kann für die Weitergabe der Erstsprache. Daher kann angenommen werden, dass gerade die Betonung der Erfahrungen mit Arbeit und Prekarität darauf hinweisen, dass diese einen Einfluss auf den Umgang mit der Pflege der (slowenischen) Sprache hatten.

Der Umgang mit Sprache innerhalb der selbstgegründeten Familie wurde in fast allen Interviews mit den Partner_innen in Verbindung gebracht. Allerdings wurde diesbezüglich zumeist keine Schuldfrage angedeutet. Wenn diese im Raum stand, wurde sie in Zusammenhang mit innerehelichen Dynamiken besprochen. Ein einziges Mal wurde eine Schuldzuweisung angedeutet. Diese wurde allerdings mit dem sofortigen Hinweis, dass dies zu persönlich wäre, wieder zurückgezogen. Abgesehen davon bezogen sich die Erklärungen darauf, dass die Partner_innen aus anderen Regionen stammten und Slowenisch weder sprachen noch verstanden, dass Angehörige dieser Generation untereinander und miteinander nur dann Slowenisch sprachen, wenn keine Kinder dabei waren, und dass die Partner_innen Slowenisch konnten, es aber nicht verwenden wollten. Wenn individuelle Schuldfragen gestellt wurden, dann zumeist in Bezug auf sich selbst und die eigene Nachlässigkeit. Wer, wann, wie, wo, mit wem in der engeren Familie in welcher Sprache sprach, sind Fragen, die bei manchen der Interviews näherer Betrachtung bedürften. Allerdings war dafür im Rahmen der Erhebung nicht ausreichend Platz. In Hinblick auf die Enkelkinder der Interviewpartner_innen und deren Bezug zur slowenischen Sprache wurden ebenfalls sehr unterschiedliche Antworten gegeben. Die Erzählungen beinhalteten sowohl die Abwehrhaltung von Enkel_innen gegenüber slowenischsprachiger Kommunikation mit den Großeltern, als auch die langsame Wieder-Annäherung Einzelner an die Sprache oder jene, bei denen alle Enkelkinder zumindest in der Schule im Zuge zweisprachigen Unterrichts Slowenisch lernten – einige wuchsen sogar, aufgrund der Partner_innen der Kinder, zweisprachig auf.

Alle Interviewpartner_innen erzählten von Erlebnissen von Diskriminierungserfahrungen. Wie sich diese gestalteten, war allerdings unterschiedlich. Ein für diese Erfahrungen wesentlicher Zeitabschnitt beziehungsweise Themenbereich stellte die Zeit des Zweiten Weltkrieges dar. Hierbei ging es um die eigene oder beobachtete Deportationen von Slowenischsprachigen und um Erschießungen und Ermordungen von Familienmitgliedern, von Personen in der Umgebung in Konzentrationslagern oder in der Region, wegen Verrat, Partisan_innendaseins oder des Sprechens der slowenischen Sprache. Innerhalb der Familien in den Ortschaften gab es hierbei sowohl aktive Nationalsozialist_innen, Befürworter_innen der Nationalsozialist_innen, Unterstützer_innen der Partisan_innen, Betroffene von Deportationen und Hinterbliebene von Ermordeten. Bei einer Erzählung wurde angedeutet, dass sich dies über innerfamiliäre Kontinuitäten noch zum Teil bis heute auswirkt.

Weitere Diskriminierungserfahrungen der Interviewpartner_innen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg waren beispielsweise einschlägige Reden und Fackelzüge mit antislowenischer Botschaft bei Feiern anlässlich des Landesfeiertages am 10. Oktober (bis in die Gegenwart), Verbote der Mitgliedschaft in slowenischen Vereinen (wie zum Beispiel als Kind in einem slowenischen Chor mitzusingen), sowie häufig auch Beschimpfungen als „Tschusch“, „Windischer“ oder „minderwertig“. Die Bewertung, ob diese Diffamierungen aufgehört haben oder noch immer vorkommen, fiel sehr unterschiedlich aus.

Trotz der unterschiedlichen Interpretationen, ob es noch Diskriminierung gäbe oder nicht, beinhalteten fast alle Interviews eine Abgrenzung zu den so bezeichneten „Fanatischen“ oder „Extremen“. Dies wurde unterschiedlich begründet. Eine Person erzählte, dass der Grund für die eigene Abgrenzung die Erziehung sowie die Angst der Eltern war, dass politische Äußerungen oder Positionierungen ähnliche Folgen haben könnte wie während der Zeit des Nationalsozialismus. Zwei andere erklärten, dass ein Konflikt immer zwei Seiten hätte. Es sei daher klar, dass es zur Eskalation auf beiden Seiten „Extreme“ bräuchte. Es gab nur zwei Interviewpartner_innen, die sich überhaupt nicht zu „Fanatischen“ oder „Extremen“ auf „beiden Seiten“ äußerten und sich dementsprechend auch nicht distanzieren.

Obwohl manche Gesprächspartner_innen sich sowohl zu „den Extremen“ wie auch zur Verwendung der Sprache an sich abgrenzten, fanden alle auch positive Verbindungen zu der Sprache, mit der sie aufgewachsen waren. Bei den positiven Bezügen war auffällig, dass ‚das slowenische Liedgut‘ besonders oft als „schön“, „feinfühlig“, „weich“ und „unter die Haut gehend“ hervorgehoben wurde. Die Musik und die „Kultur“ wurden als prägend beschrieben. In einem Interview fiel in diesem Zusammenhang die Selbstbezeichnung als „Kulturslowene“. Dies geschah teilweise auch als vermeintliche Abgrenzung zum „Politischen“. An manchen Stellen schien es einfacher, zu sagen, dass das gesungene Slowenische schön sei, als zu sagen, man spreche gerne Slowenisch. An anderen Stellen wurde allerdings auch das formuliert. Dabei wurden angenehme Atmosphären beschrieben, in denen es Freude bereitete, Slowenisch zu sprechen. Nie wurde die Verwendung der Sprache an sich als Zwang oder als etwas Unangenehmes beschrieben.

Unterschiedliche Bewertungen kamen bei ein- und zweisprachigen Räumen sowie der Interpretation des Zusammenlebens auf. Die optimistischen Ausführungen betrafen die Möglichkeiten gemeinsamer Veranstaltungen, die öffentliche, wenn auch oft nur symbolische, Verwendung beider Sprachen oder Versuche Zwei- oder Mehrsprachigkeit in Inszenierungen von Theaterstücken oder Chorauftritten zu integrieren. Bei den pessimistischen Erzählungen ging es um eine tradierte Trennung von Räumen, die in der Zweigleisigkeit und Parallelität von Vereinsleben und dem (semi-)öffentlichem Leben sichtbar sei. Auch in Bezug auf das zwischenmenschliche Zusammenleben gab es verschiedene Darstellungen:

es habe eigentlich immer schon funktioniert, früher sprachen alle Slowenisch und es gab daher nicht diese Probleme, Konflikte gab es ausschließlich in den 1970ern, das Politisieren sei das eigentliche Problem für das friedliche Zusammenleben, zweisprachige Menschen können sich individuell anpassen, oder das nebeneinander-Wohnen müsse trotz aller Geschehnisse irgendwie funktionieren. Als wichtiger Raum, welcher ein starker Konflikt-herd war, in dem aber Zweisprachigkeit heute besser funktioniere, wurde oft die Kirche beschrieben.

Abschließend im Interviewvergleich möchte ich noch einmal kurz auf relevante und prägnante Dinge der einzelnen Interviews eingehen. Dies soll verdeutlichen, dass es Themen in Biografien gibt, die vermuten lassen, dass andere Rekonstruktionen zu weiteren Ergebnissen führen könnten.

Bei einer interviewten Person ging es vor allem um ein Narrativ des Engagements und des Helfens. Die Selbstdarstellung war dabei vor allem auf Geschicklichkeit, Talente, Anerkennung und Wertschätzung aus. Es ging darum, aktiv zu sein, „anzupacken“ und den Kindern, auch wenn sie schon erwachsen sind, zu helfen. Während den Erzählungen wurde klar, dass es der Person wichtig war, andere zu unterstützen, ohne dabei sich selbst zu sehr in den Vordergrund zu stellen – vor allem auch, um nicht anzuecken. Diese Erzählungen wirkten oft so, als würde die_der Interviewpartner_in in der retrospektiven Betrachtung glauben, dass sie_er diesbezüglich etwas „anders machen hätten können“. Die Wahl dieser Art der Selbstpräsentation in Bezug auf die Frage der Nicht-Weitergabe lässt vermuten, dass sich im Zuge einer rekonstruktiven Interpretation Hinweise auf die Wichtigkeit von Vereinstätigkeit und Öffentlichkeit bei der Pflege einer Sprache verdichten würden. Zudem würde sich eine Feinanalyse vor allem jener Stellen, die den Bruch von „so habe ich das gemacht“ zu „da hätte ich es anders machen können“ zeigen, anbieten, um Rückschlüsse auf die Selbstdarstellung ziehen zu können.

In anderen Interviews ging es sehr stark um die schweren und widrigen Umstände, unter denen die interviewten Personen aufwachsen mussten. Dabei kam es zu sehr bildhaften Darstellungen zum Beispiel ihrer Wohnsituation, der Tätigkeiten der einzelnen Familienmitglieder und der Bemühungen, sich finanziell über Wasser zu halten und so durch den Alltag zu kommen. Es ging ihnen dabei auch darum, aufzuzeigen, dass etwas, was heute selbstverständlich ist, damals keine Selbstverständlichkeit war. Auch wenn die einzelnen Erinnerungen variierten und in Bezug auf Details auch differenziert betrachtet werden müssen, hängen alle diese Erzählungen mit Armut und Status zusammen. Das Narrativ handelte davon, wie mit wenigen Möglichkeiten viel geschaffen wurde. Darin war implizit enthalten, dass unter anderen Umständen auch die Sprachweitergabe besser gepflegt worden wäre. Für tiefergehende Analysen wäre es interessant, der anhand des ersten Interviews entwickelten These, dass ein gesicherter Status die Sprachweitergabe

vereinfachte, weiter zu folgen und sie im Kontrast mit anderen Fällen zu verdichten oder dieser eine Gegenthese gegenüber zu stellen.

Ein weiteres Interview legte einen Fokus auf die örtliche Gastwirtschaft und den, gerade wenn Alkohol im Spiel war, oft rüden Umgang miteinander. Es wurde nachgezeichnet, wie rau der Ton war wie oft die Beschimpfung „Tschuschn“ geäußert wurde und dass Betriebe von slowenischsprachigen Familien aufgrund der Sprache gemieden wurden. Auch wurde von jenen, die hasserfüllt sprachen, Unverständnis gezeigt, wenn andere die Räumlichkeiten von slowenischsprachigen Familien nutzten oder deren Betriebe aufsuchten. Es kam dabei auch zu Handgreiflichkeiten, der Konflikt bekam also eine deutlich körperliche Dimension. Einer weiteren Erzählung zufolge wurde diesen Anfeindungen oft mit den Worten „Du bist ja wie ich.“ entgegnet. Die oft darauf gegebene Antwort „Nein, ich bin Deutsche_r“ zeigte, dass diese Versuche der Beschwichtigung allerdings oft in einer weiteren Differenzierung resultierten. Früher traute sich keine_r wirklich in der Öffentlichkeit Slowenisch zu sprechen. Überhaupt waren slawische Sprachen an sich ein Tabu-Thema. Der Tourismus und die deutschsprachigen Gäste hatten zudem einen Einfluss darauf, dass in der Öffentlichkeit mehr Deutsch geredet wurde.

In einem weiteren Interview wurde vieles über die Perspektive des eigenen Kindes erzählt. Dadurch wurde über das Zitieren des (erwachsenen) Kindes gewissermaßen eine Distanz zur eigenen Biografie geschaffen. Die eigene Lebensgeschichte rückte erst beim Nachfrageteil in den Fokus. Dabei kam es immer wieder zu unterschiedlichen Verwendungen bzw. Unsicherheiten in Bezug auf die Verwendung der Begriffe „Slowenisch“ und „Windisch“. Dieses Interview stellt eine Kontrastfolie zu den anderen Interviews dar was den Umgang mit Begrifflichkeiten in Bezug auf die Selbstdefinition und den Gebrauch von Sprache betrifft.

Ein weiteres Interview, das sich stark von den anderen unterschied, beinhaltete viele Erzählungen zur weiteren Familiengeschichte und zeichnete so im Laufe des Gespräches den Familienstammbaum nach. Im Interview wurde von der gesamten Großfamilie gesprochen (über deren Berufe und Wohnorte), zumeist bis zum heutigen Zeitpunkt. Die Familiengeschichte enthielt viele furchtbare Ereignisse, wie Deportationen oder Ermordungen, auf die eingegangen wurde. Die Selbstpräsentation verdeutlichte, dass die interviewte Person bereits viel über die eigene Geschichte reflektiert hatte. Sowohl das Wissen über die eigene Familie wie auch eine recht klare Erzählweise, was die eigenen Erfahrungen, vor allem in der Kindheit betrifft, zeugen davon, dass es schon weit vor dem Interview zu einer Auseinandersetzung damit gekommen war.

6 Fazit

Meine Forschungsfrage handelte von der Nicht-Weitergabe der slowenischen Sprache in Koroška/Kärnten. Der größere Rahmen, in welchem sich die Arbeit befindet, ist dabei teinerseits die Frage von Sprache an sich. Dabei geht es konkreter um Konflikte, welche über und mittels Sprache verhandelt und ausgetragen werden. Die Frage der Legitimität von Sprache zeigt sich im Einzelnen in der Frage der Verwendung und des Umgangs von und mit Slowenisch und/oder Deutsch. Andererseits ist sie eingebettet in einen größeren historischen Kontext sowie der aktuellen Lage von Kärntner Slowen_innen.

In meiner Masterthesis wurde, nach einer begrifflichen, historischen und sprachtheoretischen Rahmung, in Anlehnung an die Biografieforschung nach Rosenthal (vgl. Rosenthal 1995) eine Lebensgeschichte rekonstruiert. Dadurch konnte ein Typus nachgezeichnet werden, der im biografischen Zusammenhang zur Nicht-Weitergabe der slowenischen Erstsprache an die nachfolgende Generation führen kann. Es wurden biografische Erfahrungen nachgezeichnet, abstrahiert und mit Hilfe der vorhergehenden Rahmung in einem größeren Kontext gelesen. Durch den anschließenden Vergleich wurde darüber hinaus ersichtlich, dass unterschiedliche Typen der Nicht-Weitergabe möglich sind.

Im Laufe einer Biografie gibt es viele mögliche Wendepunkte. Mit Hilfe der sequenziellen Rekonstruktion wird nachvollziehbar, wie sich das erlebte und wie sich das erzählte Leben gestalten. Die Ursachen für die Nicht-Weitergabe der eigenen Erstsprache werden mit Hilfe der Lebensgeschichte nachvollziehbar. Dabei gilt, dass im Besonderen das Allgemeine enthalten ist. Das heißt, dass in dem einen, genau betrachteten Fall kollektiv geteilte und gesellschaftlich relevante Aspekte abgelesen werden können. Mit Hilfe der Rekonstruktion einer Biografie konnte nachgezeichnet werden, wie es innerhalb dieser zur Nicht-Weitergabe der Erstsprache Slowenisch kam und wie die gegenwärtige Perspektive auf die Beantwortung der Fragestellung ist. Die Analyse lässt also sowohl Schlüsse über die Vergangenheit wie auch über die Gegenwart ziehen. In meinem Fazit möchte ich noch einmal kurz auf die Rekonstruktion der Biografie eingehen, meine Arbeit reflektieren und mit einem Ausblick enden.

Die Rekonstruktion der Biografie legte folgende Eckpunkte im Lebensverlauf des Befragten nahe, die Einfluss auf die Sprachweitergabe an die eigenen Kinder hatten. In der Kindheit des Interviewten war Slowenisch die präsenteste Sprache im Umfeld, sowohl in der Familie wie auch in der Region. Deutsch wurde nur in wenigen Häusern und im Sommer im Tourismus gesprochen. Als Kind fand er einen für sich passenden Umgang mit

den verschiedenen Sprachen, allerdings kamen bereits in dieser Zeit die ersten Verunsicherungen im Umgang mit Sprachen auf, verursacht durch Versuche von außenstehenden Erwachsenen, Deutsch als Normsprache durchzusetzen. Somit wurde das Wechselspiel der Sprachen mit Verboten und Geboten belegt. Für den Interviewten waren dabei nur die Handlungen jener Personen nachvollziehbar, die nur Deutsch sprechen konnten und daher Slowenisch nicht verstanden. Widersprüchlich war für ihn als Kind, dass teilweise auch Erwachsene, die Slowenisch beherrschten, oft besonders laut gegen die Verwendung der slowenischen Sprache agitierten. Diese Personen betitelte er als „Deutschgesinnt“ und unterschied sie klar von Personen, die eben nur Deutsch sprechen konnten. Erst im Gymnasium kam es zu Auseinandersetzungen mit gleichaltrigen Deutschsprachigen, wenn sie sich am Schulweg begegneten.

Die Verwendung der Sprache wurde immer wieder mit Konflikten in Zusammenhang gebracht. Die Konfliktlinie zog sich ab der Kindheit zwischen Zweisprachigkeit und Einsprachigkeit Deutsch, zwischen slowenischer Sprache und deutscher Gesinnung. Die deutsche Sprache an sich stellte durch ihre dominante und normierte Position keine Frontlinie dar. Vielmehr war es der Versuch der Durchsetzung des Deutschen als einzig legitime Sprache, der zu Spannungen führte. Demzufolge besteht dieser Konflikt gewissermaßen zwischen einer Sprache (bzw. einer Sprachgruppe) und einer Gesinnung, nicht zwischen zwei Sprachen (bzw. Sprachgruppen). Sobald du Slowenisch gesprochen hast, warst du Teil des Konflikts – ob du wolltest oder nicht. Wollte man sich dennoch, so gut es ging, heraushalten, schien der beste oder einfachste Weg oft, sich offensiv und offensichtlich entweder vom Slowenischen oder von jenen, die Slowenisch sprachen, abzugrenzen. Das bedeutete, dass über die Abgrenzung versucht wurde, einer Ausgrenzung durch die Mehrheitsgesellschaft auszuweichen. Der einfachste Weg, nicht Teil des Konflikts zu werden, war es, Deutsch zu sprechen.

In der betrachteten Biografie war Slowenisch die Sprache der Herkunftsfamilie, der Kindheit und der Kirche. Deutsch war die Sprache der Gäste, der außenstehenden Erwachsenen, der Arbeit und des eigenen Erwachsenenlebens mit der selbstgegründeten Familie. Die biografische Gestalt, in der sich immer wieder Diskriminierungserfahrungen und Abwertungen des sprachlichen Repertoires zeigten, führte zu einem Nicht-Hinterfragen der Nicht-Weitergabe des Slowenischen an seine Kinder. Sich anpassen zu können vereinfachte den Umgang mit dem Konfliktfeld Sprache sowie die Wahl der Kommunikationsmittel in unterschiedlichen Umfeldern. Retrospektiv wurde aufgezeigt, dass es für den Befragten immer Ambivalenzen im Umgang mit den Sprachen gab, unter anderem da in vielen Lebensbereichen gerade die slowenische Sprache mit Konflikt, Anstrengung, Abwertung und Diskussion verbunden war. So folgten auf Erzählungen, die Abwertungen (der slowenischen Sprache oder des Sprachgebrauches) zum Inhalt hatten, immer Beispiele von Situationen der Anerkennung. Es wurde weder eine Kontinuität der Diskriminierung

gezeichnet, noch manifest oder offensichtlich eine Rolle von Betroffenheit eingenommen. Aber es wurde ein kontinuierliches Narrativ der Verbesserung sowie der Entwicklung bis in die Gegenwart gebildet. Die Bilanz der aktuellen Situation erschien im Kontrast zur Vergangenheit durchwegs positiv. Das gesamte narrative Interview wurde damit in ein optimistisches Licht gestellt. Hier lässt sich der Schluss ziehen, dass eine andere gesellschaftliche Stimmung bzw. Akzeptanz bezüglich Zweisprachigkeit und Slowenisch möglicherweise schon früher dazu geführt hätte, entweder die Entscheidung der Weitergabe zu reflektieren oder sogar beide Sprachen unhinterfragt weiterzugeben.

Eine herausstechende Kategorie in der Biografie zur Beantwortung der Fragestellung war außerdem die Regionalität. Dabei stand vor allem der Aspekt im Zentrum, dass der Dialekt das linguistische Äquivalent zur Region darstellt, bei welchem im Falle der Pflege des Slowenischen in Koroška/Kärnten ein überregionaler Bezug unterstützend wirkt. Status war eine weitere relevante Kategorie, welche sich ebenfalls mit dem historischen Kontext verbinden lässt. War Germanisierung historisch oft an Abhängigkeitsverhältnisse und sozialen Aufstieg geknüpft, so scheint die Verbindung von gesichertem Status und der Möglichkeit, die eigene Sprache weitergeben zu können, bis heute aufrecht zu sein.

Ein wichtiger Punkt im Material war darüber hinaus die Setzung von Deutsch als dominante Sprache, verbunden mit der ständigen Möglichkeit von Sanktionierungen der nicht-dominanten Sprache Slowenisch. Dieser Akt verunmöglichte die Verwendung der slowenischen Sprache oder machte sie zu einem widerständigen Moment. Dabei ging es nicht unbedingt um leiblich erfahrene Repressionsmittel. Allerdings war bereits die ‚nur‘ im Raum stehende Androhung ausreichend dafür, dass die marginalisierte Position, in diesem Fall der slowenischen Sprache, weiter verstärkt wurde.

Trotz bestimmter Argumentationsweisen des Interviewten, die auf Passivität schließen lassen könnten, wie beispielsweise die Erzählungen des Heraushaltens aus Konflikten oder des bewussten Abstandnehmens von allem, was eine Positionierung unterstellen könnte, wirkte die Gesamterzählung in Bezug auf die Möglichkeiten von Zweisprachigkeit aktivierend. Ambivalenzen zwischen den Sprachen schienen auch eine Zwiespältigkeit zwischen passiver und aktiver Stellungnahme zum Slowenischen zu beinhalten. Dabei stellte sich die Frage des persönlichen und gesellschaftlichen Umganges mit Zwei- oder Mehrsprachigkeit. Manche Argumente in der rekonstruierten Biografie legten nahe, dass Zurückhaltung, Anpassungsfähigkeit, Ruhebedürfnis und Ausgeglichenheit ein Weg wären, der irgendwann zu einem respektvollen Umgang führen und darüber hinaus dabei helfen könnte, sich mit den äußeren Umständen individuell zu arrangieren. Andere Argumente unterstrichen jedoch, dass Öffentlichkeit, Engagement und offensives Eintreten für die rezessivere Sprache notwendig seien, um diese weitergeben zu können.

Für den individuellen Fall wurde es im Rahmen der Analyse nachvollziehbar, warum es zur Nicht-Weitergabe kam. Strukturell könnte, meiner Meinung nach, ein Verharren in dieser Logik auf lange Sicht dazu führen, dass die bereits schwächer gestellte Sprache gänzlich verloren geht. Kompromisse können nur auf Augenhöhe und mit einer ähnlichen Machtverteilung dazu führen, gleichwertige Bedingungen zu schaffen. Das Risiko einer Einigung auf Basis unterschiedlicher Ausgangspositionen, unterstützt durch minderheitenfeindliche Strukturen, kann allgemein über Aspekte, die Minderheiten betreffen, resümiert werden. Schweigen und sich zurückhalten, ohne dabei befürchten zu müssen, reelle Verluste zu erleiden oder übergangen zu werden, können sich nur Gruppen in einer hegemonialen Position, in diesem Fall jene der deutschsprachigen Mehrheitsgesellschaft, leisten. Diese muss sich nicht behaupten, da sie die gesetzte Norm zu sein scheint.

Jedes Interview war für sich eine Bereicherung für meine Auseinandersetzung mit dem Forschungsfeld. Im Interviewvergleich wurde ersichtlich, dass es Gemeinsamkeiten und Differenzen in den Gestalten und Strukturen der Erzählungen gibt. Die Geschichten vom Aufwachsen in Armut, die Erfahrungen während der Kriegszeit, transgenerationale Narrationen, eine Atmosphäre der ständigen Sanktionierungs- und Diskreditierungsmöglichkeiten des Sprachgebrauchs, die dogmatische Dominanz des Deutschen und persönlich (be)treffende Erinnerungen machen Barrieren und Schwierigkeiten der Überlieferung und Verbreitung greifbar. Ich hoffe, die individuelle Nachvollziehbarkeit der Nicht-Weitergaben kann zu weiteren Reflexionen minderheitenfeindlicher Strukturen führen. Allerdings befürchte ich, dass es schwierig sein wird, diese historisch gewachsenen Strukturen aufzubrechen. Diese Befürchtung unterstreicht die aktuelle Meldung, dass die in deutschnationaler Tradition stehende FPÖ (vgl. Pelinka 2002), welche sich konsequenterweise gegen Mehrsprachigkeit positioniert, es als „diskriminierend“ empfindet, dass in zweisprachigen Schulen zweisprachige Direktor_innen bevorzugt werden. Dabei wird auf Argumentationen zurückgegriffen, die sowohl von einer Unkenntnis der gesetzlichen Lage (Minderheitenschulwesen, Staatsgrundgesetz u. A.) und der historisch-regionalen Situation (Slowenisch als ‚Fremdsprache‘) zeugen, als auch auf eine Täter-Opfer-Umkehr schließen lässt, die einhergeht mit der Abwehr struktureller Schuldfragen, der Verweigerung, Privilegien der Mehrheitsgesellschaft zu hinterfragen, sowie der Verweigerung gegenüber einer historischen Erinnerung, welche die eigene Position in Kritik bringen könnte. Damit wird aber auch deutlich, dass die vorliegende Arbeit nicht nur deswegen aktuell ist, weil das Vergangene immer auch Einfluss auf das Gegenwärtige hat.

Der Konflikt, der den Kern meiner Arbeit bildete, verlief nie zwischen zwei gleichberechtigten Sprachen, sondern zwischen dem Versuch der Durchsetzung von Einsprachig Deutsch und der Möglichkeit von Zweisprachigkeit. Das zeigt die Absurdität der Gleichsetzung von Konfliktparteien in verschiedenen Eskalationsstufen auf, die historisch erreicht wurden. Es ging in den letzten Jahrzehnten nie darum, Deutsch in Frage zu stellen,

sondern darum, ob etwas Anderes als Deutsch erlaubt sein kann. Der Hegemonieanspruch geht über Sprache als Werkzeug hinaus und wird zu einer deutlichen Positionierung von Sprache als Machtinstrument. Die ungleichen Positionen und Möglichkeiten führen dazu, dass das Sprechen an sich zum Widerstand oder Kampf wird. Das Sprechen wird mit Barrieren versehen. Dies geht sogar so weit, dass eine Selbstverständlichkeit von Zweisprachigkeit scheinbar nur mit Mehrsprachigkeit argumentiert werden kann. Dies wird beispielsweise sichtbar, wenn bei der 10.-Oktober-Feier 2015 dreisprachig (Deutsch, Slowenisch, Italienisch) gesungen wurde um zu zeigen, dass es um die Alpen-Adria- und Grenzregion geht und nicht um die Anerkennung von Slowenisch als gleichwertige Sprache in Koroška/Kärnten. Ein weiteres Beispiel wäre die argumentative Verbindung von Slowenisch mit Englisch, da es bei Mehrsprachigkeit um Globalisierung geht. Das bedeutet, dass scheinbar erst das explizite Erwähnen von Mehrsprachigkeit (über Zweisprachigkeit hinausgehend und einsprachig Slowenisch gar nicht andenkend) Slowenisch lernen und sprechen in Koroška/Kärnten positiv besetzen kann.

Eine Frage, die ich mir auch nach Abschluss meiner Arbeiten noch stelle, ist, ob der im Rahmen des rekonstruierten Interviews vermittelte positive Ausblick nur für jene Sprachen gilt, die eine höhere Anerkennung aufgrund längerfristiger historisch-regionaler Überschneidungen bekommen. Um es konkreter zu machen: Gilt derselbe Optimismus auch für Sprachen von migrierten, zugezogenen oder geflüchteten Personen? Und um den Bogen wieder zurück zu den Kärntner Slowen_innen zu spannen: Ist es denkbar, dass die aktuell positiv wirkende Stimmung gegenüber der slowenischen Sprache damit in Zusammenhang steht, dass es ‚neue‘ Gruppen gibt, die ‚noch fremder‘ sind und daher prioritär diskriminiert werden? Was passiert, wenn aktuelle Tendenzen, alles Fremde ‚auszusperren‘, wie am Beispiel der verschärften Grenzziehungen der Europäischen Union deutlich wird, sich weiter verschärfen? Und wo hört dieses ‚Ausgrenzen‘ auf?

Die Rekonstruktion weiterer Interviews, um einen Typenvergleich lukrieren zu können, wäre als Ausblick für weitere Forschung ebenso interessant wie weitere Fragestellungen, welche sich bei der Bearbeitung des Materials ergeben haben. Die Frage, welche Sprachen wie anerkannt werden und was diese Anerkennung mit Macht sowie gesellschaftlichen Strukturen zu tun hat, wäre nur ein Beispiel dafür. Das kann sowohl in die eben angesprochene Richtung gehen, dass aktuelle Argumentationen den Aspekt von Mehrsprachigkeit, zumeist in Verbindung mit Italienisch oder Englisch, betonen. Es könnte aber auch um die Frage gehen, wie mit migrierten Sprachen, wie Farsi, Sorani, Kurmandschi oder Arabisch, umgegangen wird und welche Räume und Möglichkeiten zu Sprechen ihren Sprecher_innen gegeben oder verwehrt werden.

Des Weiteren wäre es denkbar, noch viel grundlegender die Frage zu stellen, was Sprache ist und bedeutet und auf Basis dieser Auseinandersetzung sich der Thematik der (Nicht-)Weitergabe von Sprachen zu nähern. Dabei wäre es wohl notwendig, in erster Linie Sprache als Werkzeug und als Machtinstrument begrifflich nicht nur zu greifen, sondern auch anzugreifen um sich mit diesem Unterbau an konkretere Beispiele anzunähern.

Außerdem ist auch die Frage interessant, wie das Zusammenleben in dörflichen Strukturen funktioniert hatte bzw. noch immer funktioniert, nachdem bekannt ist, wer sich, gerade in der Zeit des Nationalsozialismus, wie positioniert hat und auf welche Weise involviert war. Besonders innerfamiliäre Kontinuitäten und Narrationen aktualisieren diese Fragestellung beständig. Innerhalb des Datenmaterials deutet sich an, dass es in derartigen Fällen noch Komplikationen und Schwierigkeiten geben kann. Nichts desto trotz musste ein Umgang gefunden werden, um in der Nachbar_innenschaft mit- oder zumindest nebeneinander leben zu können. Wie es zu diesem Umgang kam und wie er sich genau gestaltet, wären mögliche Forschungsfragen.

Abschließen möchte ich mit einem Satz, der auf einer Postkarte des Netzwerkes für Mehrsprachigkeit und sprachliche Vielfalt in Europa steht. Die Karte wurde mir von einem Freund* in der Zeit geschenkt, in der ich die Masterarbeit verfasste. Sie hat mich in schwierigen Phasen immer wieder weiter motiviert und mich letztendlich zu diesem Punkt an dieser Stelle gebracht: Nikoli ni prepozno... enojezičnost je ozdravljiva! (Es ist nie zu spät... Einsprachigkeit ist heilbar!)

7 Literaturverzeichnis

- Boeckmann, K.-B. (1988). Stereotype und Typen. In K.-B. Boeckmann, K.-M. Brunner, M. Egger, G. Gombos, M. Jurić, & D. Larcher (Hrsg.), *Zweisprachigkeit und Identität* (S. 81–104). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Bourdieu, P. (2005). *Was heisst Sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Mit einer Einführung von John B. Thompson* (2. erweiterte und überarbeitete Auflage). Wien/Dunaj: Braumüller.
- Boysen, T. (2011). Die Vermessung von Volksgruppen: Menetekel oder positive Diskriminierung? Nationale Minderheiten in Deutschland zwischen Bekenntnisprinzip und Social Engineering. In P. Karpf, T. Kassl, W. Platzer, & U. Puschnig (Hrsg.), *Zählen Minderheiten? - Volksgruppen zählen!* (S. 7–17). Celovec/Klagenfurt: Amt der Kärntner Landesregierung, Volksgruppenbüro/Biro za slovensko narodno skupnost.
- Busch, B. (2008). Mehrsprachige Bildung in Österreich: Ein Fokus auf Curricula, Lehr- und Lernmaterialien. Abgerufen von http://heteroglossia.net/fileadmin/user_upload/publication/busch08_mehrspra_schuleA.pdf (Abgerufen am 27.06.2016)
- Busch, B. (2012). *Das sprachliche Repertoire oder Niemand ist einsprachig. Vorlesung zum Antritt der Berta-Karik-Professur an der Universität Wien*. Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Busch, B., & Busch, T. (2008). *Von Menschen, Orten und Sprachen. Multilingual Leben in Österreich*. Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Butler, J. (2006). *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Chassein, B., & Hippler, H.-J. (1987). Reliabilität und Validität retrospektiver Daten. Befunde aus der kognitiven Psychologie. In J. Friedrichs (Hrsg.), *Technik und sozialer Wandel. 23. Deutscher Soziologentag 1986, Beiträge der Sektions- und Ad-Hoc-Gruppen* (S. 453–456). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Černut, A. (2008). *Die slowenische Mundart um den Faakersee/Baško jezero*. Wien/Dunaj: Diplomarbeit Universität Wien.
- Derrida, J. (1996). Die Einsprachigkeit des Anderen. In B. Busch & T. Busch (Hrsg.), *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu* (S. 74–83). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Druml, L., Jelen, M., Schellander, R., Srienc, M., Velik, E., & Zeichen, T. M. (1980). *Zur Tradition und Gegenwart der Feiern zum 10. Oktober*. Wien/Dunaj, Celovec/Klagenfurt: KSŠD.
- Egger, M. (1988). Sprachliche Konstruktion von Fremdheit. In K.-B. Boeckmann, K.-M. Brunner, M. Egger, G. Gombos, M. Jurić, & D. Larcher (Hrsg.), *Zweisprachigkeit und Identität* (S. 105–124). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Europarat. (1992). Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen. Sammlung Europäischer Verträge - Nr. 148. Abgerufen von <https://rm.coe.int/CoERMPublicCommonSearchServices/DisplayDCTMContent?documentId=090000168007c089> (Abgerufen am 20.06.2016)
- Fritzl, M. (1992). *Für Volk, Reich und deutsche Kultur. Die „Kärntner Wissenschaft“ im Dienste des Nationalismus*. Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Gahleitner, D., & Pohn-Weidinger, M. (2005). Biografieforschung: erzählte Lebensgeschichten als Zugang zu Vergangenen. Theoretische Annahmen und methodisches Vorgehen. In Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Jahrbuch 2005. Frauen in Widerstand und Verfolgung* (S. 175–195). Wien/Dunaj: Lit Verlag.
- Goetz, J. (2010). *„Bücher gegen das Vergessen“ - Kärntnerslowenische Literatur über Widerstand und Verfolgung im Kontext der Holocaustbiographie*. Wien/Dunaj: Lit Verlag.

- Gombos, G. (1988). Sprache zwischen Schicksal und Wahl. Umgangsformen mit der Sprache der Kindheit. In K.-B. Boeckmann, K.-M. Brunner, M. Egger, G. Gombos, M. Jurić, & D. Larcher (Hrsg.), *Zweisprachigkeit und Identität* (S. 125–152). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Gstettner, P. (1988). *Zwanghaft deutsch? Über falschen Abwehrkampf und verkehrten Heimatdienst. Ein friedenspädagogisches Handbuch für interkulturelle Praxis im „Grenzland“*. Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Haderlap, M. (2003). Meine Sprache. In B. Busch & T. Busch (Hrsg.), *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu* (S. 104–113). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Hansen, H. H. (2011). Europäische Minderheitenpolitik - politische Partizipation oder Ausgrenzung? In P. Karpf, T. Kassl, W. Platzer, & U. Puschnig (Hrsg.), *Zählen Minderheiten? - Volksgruppen zählen!* (S. 48–62). Celovec/Klagenfurt: Amt der Kärntner Landesregierung, Volksgruppenbüro/Biro za slovensko narodno skupnost.
- Holzer, A. (2008). *Der Orttafelstreit in Kärnten in Hinblick auf das Wahljahr 2006. Ursachen, verdeckte Konflikte, Instrumentalisierung und Bedeutung in der Gegenwart*. Wien/Dunaj: Diplomarbeit Universität Wien.
- Ibounig, P. (2011). Volksgruppen zählen - mittels Volkszählungen? Die Angaben zur Umgangssprache in den österreichischen Volkszählungen. In P. Karpf, T. Kassl, W. Platzer, & U. Puschnig (Hrsg.), *Zählen Minderheiten? - Volksgruppen zählen!* (S. 63–82). Celovec/Klagenfurt: Amt der Kärntner Landesregierung, Volksgruppenbüro/Biro za slovensko narodno skupnost.
- ID-Coop. (2013). Interreg IV Italien-Österreich Projekt: Identität und Genossenschaftswesen im Siedlungsgebiet historischer Sprachminderheiten. Bericht zu den Ergebnissen der Indikatoren und der Auswahl der Gemeindegebiete.
- Jurić, M. (1988). Der Mann als ich, die Frau als wir. Unterschiedliche Weisen, ethnische Identität auszudrücken. In K.-B. Boeckmann, K.-M. Brunner, M. Egger, G. Gombos, M. Jurić, & D. Larcher (Hrsg.), *Zweisprachigkeit und Identität* (S. 153–188). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- KSŠSD - Klub slovenskih študentov in študentov na Dunaju (Hrsg.). (1998). *Der Orttafelkonflikt in Kärnten*. Wien/Dunaj: Drava.
- Larcher, D. (1988a). Die unteren sieben Achtel des Eisbergs. Versuch einer Zusammenfassung. In K.-B. Boeckmann, K.-M. Brunner, M. Egger, G. Gombos, M. Jurić, & D. Larcher (Hrsg.), *Zweisprachigkeit und Identität* (S. 221–235). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Larcher, D. (1988b). Soziogenese der Urangst. In K.-B. Boeckmann, K.-M. Brunner, M. Egger, G. Gombos, M. Jurić, & D. Larcher (Hrsg.), *Zweisprachigkeit und Identität* (S. 15–64). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Larcher, D. (1988c). Sprache, Macht und Identität. Eine Einleitung. In K.-B. Boeckmann, K.-M. Brunner, M. Egger, G. Gombos, M. Jurić, & D. Larcher (Hrsg.), *Zweisprachigkeit und Identität* (S. 9–14). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Malle, A., & Entner, B. (2003). *Anmerkungen zur Broschüre „Die Kärntner Slowenen“*, hg. vom Amt der Kärntner Landesregierung, Volksgruppenbüro/Biro za slovensko narodno skupnost. Abgerufen von <http://www.uni-klu.ac.at/his/downloads/broschüre.pdf>
- Marktgemeinde Finkenstein. (2005). *Finkenstein und seine Geschichte. Chronik der Marktgemeinde Finkenstein am Faaker See*. Celovec/Klagenfurt: Mohorjeva/Hermagoras.
- Mittersteiner, M. (2010). *Konflikt-Dialogbereitschaft-Stagnation. Schlüsselkomponenten des aktuellen Diskurses zur slowenischsprachigen Minderheit Kärntens*. Wien/Dunaj: Diplomarbeit Universität Wien.

- Neugebauer, W., Messner, M., Pittler, A., & Verdel, H. (1990). *Spurensuche. Erzählte Geschichte der Kärntner Slowenen*. Wien/Dunaj: ÖBV.
- Obid, M. (2010). *Ethnizität und Minderheitendiskurs am Beispiel der österreichischen Solidaritätsbewegung mit den Kärntner Slowenen in den 1970er Jahren*. Wien/Dunaj: Diplomarbeit Universität Wien.
- Obid, V., Messner, M., & Leben, A. (2002). *Haiders Exerzierfeld. Kärntens SlowenInnen in der deutschen Volksgemeinschaft*. Wien/Dunaj: Promedia.
- Ogris, T. (2010). Kärnten. Zwei Sprachen, eine Kultur. Koroška. Dva jezika, ena kultura. In Amt der Kärntner Landesregierung, Volksgruppenbüro/Biro za slovensko narodno skupnost (Hrsg.), *Gemeinsam 20 Jahre. Skupno 20 let. Volksgruppenbüro. Biro za slovensko narodno skupnost* (S. 26–134). Celovec/Klagenfurt.
- Olariu, A. (2007). Individuelle Mehrsprachigkeit und begriffliche Gegenüberstellung von: Erstsprache, Muttersprache, Zweitsprache und Fremdsprache. *Philologica Jassyensia*, III/2, 301–306.
- Österreichisches Volksgruppenzentrum. (2001). *I am from Austria – Volksgruppen in Österreich*. Wien/Dunaj: Mohorjeva/Hermagoras.
- Oswald, J. (1992). Jaz ich. In B. Busch & T. Busch (Hrsg.), *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimožlu* (S. 190–191). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Özdamar, E. (1990). Mutterzunge. In B. Busch & T. Busch (Hrsg.), *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimožlu* (S. 201–206). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Pan, C. (2011). Minderheiten als Mehrwert: Volksgruppenzählung in Europa, Italien und Südtirol. In P. Karpf, T. Kassl, W. Platzer, & U. Puschnig (Hrsg.), *Zählen Minderheiten? - Volksgruppen zählen!* (S. 116–141). Celovec/Klagenfurt: Amt der Kärntner Landesregierung, Volksgruppenbüro/Biro za slovensko narodno skupnost.
- Perchinig, B. (1989). *Wir sind Kärntner und damit hat sich's... Deutschnationalismus und politische Kultur in Kärnten*. Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Pinter, Z. K. (2011). Die rumänische Minderheitenpolitik und die Deutschen auf dem Gebiet Rumäniens – ein historischer Überblick. In P. Karpf, T. Kassl, W. Platzer, & U. Puschnig (Hrsg.), *Zählen Minderheiten? – Volksgruppen zählen!* (S. 142–170). Celovec/Klagenfurt: Drava.
- Posselt, G. (2003). Performativität. *produktive differenzen. forum für differenz- und genderforschung*. Abgerufen von <http://differenzen.univie.ac.at/glossar.php?sp=4>
- Rettl, L., & Blohberger, G. (Hrsg.). (2014). *Peršman*. Göttingen: Wallstein.
- Rosenthal, G. (1995). *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main; New York: Campus.
- Rosenthal, G. (2005). Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In B. Völter, B. Dausien, H. Lutz, & G. Rosenthal (Hrsg.), *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS.
- Rumpler, H. (Hrsg.). (1998). *Kärnten. Von der deutschen Grenzmark zum österreichischen Bundesland*. Wien/Dunaj, Köln, Weimar: Böhlau.
- Sabitzer, W. (2011). Frauen im Polizeidienst. *Öffentliche Sicherheit*, 11–12/11, 6–9.
- Sanin, D. (2002). *Zur Kritik des Identitätsbegriffs. Eine Analyse im Spannungsfeld von Subjektivität und Kollektivität*. Wien/Dunaj: Diplomarbeit Universität Wien.
- Scharsach, H.-H. (1992). *Haiders Kampf*. München: Wilhelm Heyne.
- Schütze, F. (1983). Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*, 3, 283–294.
- Singer, M. (2010). Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In R. Becker & B. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie* (3., erweiterte und durchgesehene Auflage, S. 292–301). Wiesbaden: VS.
- Statistik Austria. (2001). *Volkszählung 2001*. Wien/Dunaj.

Valentin, H. (2013). *Am Rande des Bürgerkrieges. Der Kärntner Ortstafelkonflikt 1972 und der Sturz Hans Simas*. Celovec/Klagenfurt; Ljubljana/Laibach; Wien/Dunaj: Mohorjeva/Hermagoras.

Von Fransecky, T., Rudorff, A., Schneider, A., & Stracke, S. (2010). *Kärnten, Slowenien, Triest. Umkämpfte Erinnerungen*. Berlin; Hamburg: Assoziation A.

Wieser, V. (2014). *Ambivalenzen der Gemeinschaft. Normen, Abgrenzungen und Ausschlüsse in der kollektiven Identitätsbildung der Kärntner Slowen:innen. Eine theoretische Abhandlung mit empirischen Beispielen aus der kärnterslowenischen Wochenzeitung Novice*. Wien/Dunaj: Masterarbeit Universität Wien.

Wohlfahrter, E. (2014). „Stadtluft macht frei, auch sprachlich“ - *Sprachbiographische Gespräche mit Kärntner SlowenInnen in Wien*. Wien/Dunaj: Masterarbeit Universität Wien.

Wutti, D. (2013). Junge Minderheitsangehörige im intrafamiliären und gesellschaftlichen Spannungsfeld. *Internationale Zeitschrift für Sozialpsychologie und Gruppendynamik in Wirtschaft und Gesellschaft*, 38/1, 26–35.

Žagar, M. (2011). Nationale Minderheiten, Minderheitenschutz und Partizipation: Entwicklungsperspektiven in den Nachfolgestaaten des ehemaligen Jugoslawien. In P. Karpf, T. Kassl, W. Platzer, & U. Puschnig (Hrsg.), *Zählen Minderheiten? - Volksgruppen zählen!* (S. 171–288). Celovec/Klagenfurt: Amt der Kärntner Landesregierung, Volksgruppenbüro/Biro za slovensko narodno skupnost.

Zinkner, M. A. (2009). *Analyse des Kärntner Ortstafelkonfliktes – Akteure, Gesetze und Möglichkeiten*. Wien/Dunaj: Diplomarbeit Universität Wien.

8 Anhang

8.1 Transkriptionsregeln

Aus Rosenthal (1995: 239):

| | |
|-----------------------|---|
| , | = kurzes Absetzen |
| (4) | = Dauer der Pause in Sekunden |
| Ja: | = Dehnung |
| ((lachend)) | = Kommentar der Transkribierenden |
| / | = Einsetzen des kommentierten Phänomens |
| nein | = betont |
| viel- | = Abbruch |
| >nein< | = leise |
| ... | = Auslassungen im Transkript |
| () | = Inhalt der Äußerung ist unverständlich; Länge der Klammer entspricht etwa der Dauer der Äußerung |
| (sagte er) | = unsichere Transkription |
| Ja=ja | = schneller Anschluß [sic!] |
| ja so war nein ich | = gleichzeitiges Sprechen ab „so“ |

8.2 Kategorien für die Sequenzierung

Aus Rosenthal (1995: 240-241):

Sprecherwechsel [sic!] / Textsorten / thematische Modifikation

Textsorten: *Erzählung / Beschreibung / Argumentation*

Erzählungen: referieren auf zurückliegende singuläre Ereignisabfolgen. Abfolge von tatsächlichen oder fiktiven Ereignissen, die in einer Beziehung zeitlicher oder kausaler Aufeinanderfolge zu einander stehen.

Unterkategorien der Erzählung: Bericht / Geschichte / epische und dramatische Erzählung / Evaluationen / Rückblenden und Vorblenden / eingeschobene Erzählung (als Hintergrundinformation).

[...]

Beschreibungen: „...entscheidende Unterschied zu Erzählungen liegt darin, daß Beschreibungen statische Strukturen darstellen. ... Der Vorgangscharakter der dargestellten Sachverhalte wird ‚eingefroren‘“ (Kallmeyer/Schütze 1977: 201).

Unterkategorie: *verdichtete Situationen* [...]

Argumentationen: theoriehaltige Textelemente, die sowohl innerhalb der Erzählsequenzen auftreten (dann als Evaluationen ausgewiesen) als auch außerhalb anzutreffen sind. Außerhalb: Theorieelemente; Bekundungen allgemeiner Vorstellungen.

8.3 Kurzbeschreibung

Die vorliegende Masterthesis beschäftigt sich mit der Frage der Nicht-Weitergabe der slowenischen Sprache in Koroška/Kärnten. Es gibt bereits unterschiedliche Ansätze und Überlegungen, warum der Sprachverlust gerade im letzte Jahrhundert so signifikant und rapide vonstattenging. Diese werden auch in dieser Arbeit angesprochen. Es geht aber darüber hinaus um die Frage, innerhalb welcher biografischen Zusammenhänge Personen mit ihren Kindern nicht in ihrer Erstsprache Slowenisch, sondern in der erst später erlernten Sprache Deutsch, gesprochen haben. Da sich die Erklärungsmuster als komplex und vielschichtig erweisen, wird in der Arbeit zuerst der begriffliche, historische und sprachtheoretische Rahmen gelegt, um in einem weiteren Schritt darin die Beantwortung der Forschungsfrage einbetten zu können.

Eine Reflexion verwendeter Begrifflichkeiten ist ebenso Bestandteil der Auseinandersetzung, wie ein Abriss der Geschichte der Kärntner Slowen_innen, da jene das Narrativ beeinflusst, in welchem die Biografien der Interviewten Eingang finden. Es wird aufgezeigt, dass Sprache mit Macht zusammenhängt und damit die Nicht-Weitergabe einer Sprache mehr bedeutet als ein rein mechanisches Nicht-Sprechen. Im Anschluss wird die Methode der biografischen Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal, an der sich die weitere Analyse orientiert, vorgestellt.

Die Datengrundlage für den darauffolgenden empirischen Teil besteht aus acht narrativen Interviews. Eines davon wird exemplarisch in Anlehnung an die biografische Fallrekonstruktion analysiert. Dabei wird ein Typus herausgearbeitet, welcher aufzeigt, wie Ambivalenzen um Sprache, Sprachgebrauch, der Konfliktlinie einsprachig Deutsch oder zweisprachig sowie der Wichtigkeit von Region und zeitgleich von Überregionalität in der Biografie dazu führen kann, dass die Nicht-Weitergabe als in äußere Umstände eingebettet verstanden wird. Der Vergleich mit den anderen Interviews zeigt an, dass weitere rekonstruktive Fallanalysen zu weiteren Typenbildungen führen würden, wie die Nicht-Weitergabe innerhalb der jeweiligen Biografie begründet wird. Die Arbeit zeigt auf, dass die Thematik in ihrer Komplexität und Dichte keine einfache Beantwortung der Fragestellung zulässt und wegen der allgemeinen Frage der Legitimation von Sprache, mit allen Implikationen, aktuell ist.

8.4 Abstract

This work focuses on the question of not-passing-on Slovenian language in Carinthia. There are various approaches and considerations trying to answer why it happened in such a significant and fast way that the language got lost by so many speakers. They are also part of this thesis. Furthermore, I want to take a closer look at the biographical background of people, whom haven't spoken with their children in their first language, Slovene, but in a language they got to know later, German. Pattern of explanation are possibly both, complex and multilayered. This is why, first, there is a reflection of some of the used terms. The building of a historical framework of Carinthian Slovenes is an important part of the paper, because it has an influence on the narrative of the biographies. Also the thesis wants to give a short reflection into language in terms of power and that failing to pass on a language means a lot more than just the ability to speak it. This theoretical framing follows an introduction into biographical research, based on Gabriele Rosenthals approach.

The data basis for the empirical section includes eight narrative interviews. One of them got more precisely analyzed, according to biographical case reconstruction. Thereby it was possible to extract a type and identify in it how, inside a biography, ambivalences of language, language usage, the lines of conflict between monolingual German and Bilingualism as well as the importance of region and at the same time of supra-region, lead to a not-passing-on of the language seen embedded in external circumstances. The comparison with the other interviews shows, more biographical case reconstructions would lead to generate more possible types of how not-passing-on a language can be found in several different ways inside different biographies. The paper illustrates that answering the research question is not easy, because of the complexity and density of the topic. Also due to the more general question of legitimation of language, including all the accompanying implications, this thesis covers a current topic.

8.5 Kratek opis

To besedilo za zaključek masterskega študija se ukvarja z vprašanjem, zakaj odrasli na Koroškem mlajši generaciji ne posredujejo slovenskega jezika. Poskusov, odgovoriti na to vprašanje, in razmišljanj o vzrokih signifikantnega in hitrega izginjanja slovenščine prav v preteklem stoletju je več, in jih bom v tem delu tudi omenila. Pri tem pa mi gre za več, namreč za odgovor na vprašanje, kakšni so biografski konteksti oseb, ki s svojimi otroki ne govorijo v prvem, slovenskem jeziku, temveč v nemškem, ki so si ga prisvojili šele pozneje. Ker so vzorci razlag kompleksni, skiciram najprej pojmovni, zgodovinski in jezikovno teoretični okvir odgovora na vprašanje raziskave.

V raziskavi se ukvarjam tako z uporabljenimi pojmi kakor tudi z zgodovino koroških Slovenk in Slovencev, saj slednja vpliva na pripoved, ki se z njo prepletajo biografije sogovornikov. Raziskava pojasnjuje povezanost jezika z družbeno oblastjo in s tem dejstvo, da ne-posredovanje jezika pomeni več kot samo »mehanično« ne-uporabljanje jezika. Nato predstavljam metodo rekonstrukcije biografskih primerov (biografische Fallrekonstruktion) Gabriele Rosenthal, ki se po njej ravna sledeča analiza.

Podatkovna osnova empiričnega dela pričujoče raziskave so narativni intervjuji z osmimi osebami, enega od teh se lotim eksemplarično opirajoč se na metodo rekonstrukcije biografskih primerov; na ta način se izcimi tip, ki dokumentira ambivalentnost jezika oz. uporabe jezika, konfliktne linije »nemška enojezičnost – dvojezičnost«, regionalnosti in obenem nadregionalnosti, ki se prepletajo v osebnosti in lahko vodijo do pojmovanja, da je ne-posredovanje jezika vpleteno v zunanje razmere. Primerjava z drugimi intervjuji prikazuje, da bi nadaljnje rekonstrukcije biografskih primerov razkrile nadaljnje tipe, ki se v primerjavi z omenjenim razlikujejo z ozirom na razlago ne-posredovanja jezika v okviru posamezne biografije. Pričujoče delo nakazuje, da kompleksnost tematike ne dopušča enostavnega odgovora na zastavljeno vprašanje, ki je zaradi splošnega vprašanja legitimacije jezika aktualno z vsemi implikacijami vred.